Princeton University Library
32101 066396555

2

10 -

PRINCETON UNIVERSITY
LIBRARY

The
Kretzschmar
von Kienbusch

GERMANIC
COLLECTION

PAM W. SNEED 57

Lebendig eingemauert sey sie auf immer für die Welt verloren!

Die

geiſtige Urmutter

auf Gutenſtein,

oder:

die Eingemauerte.

Wunderſcenen aus der Vorzeit,

von

Joſeph Alois Gleich,

genannt: Ludwig Dellaroſa,

Verfaſſer des „Waldraf, Blutgerichts, der Höllenbraut, Ludmilla von Sternberg“ u. v. a.

1843.

Wien, bei **Bauer** und **Dirnböck**, Herrngaſſe, im gräfl. Dietrichſtein'ſchen Hauſe Nr. 25.

Prag, bei **Dirnböck**, Jeſuitengaſſe Nr. 186.

Erstes Kapitel.

Die armen Wanderer.

Laut ertönten durch die hohen Bogenfenster der Veste Gutenstein die Trompeten und Pauken in das waldige Thal hinab, untermengt mit Becherklang und lautem Freudengesange, während es unten ganz unheimlich war für den Wanderer, welchen die Nacht überfallen hatte; denn in riesigen Gestalten wälzten sich die schwarzen Sturmeswolken her-

3444 .645 335 (RECAP)

an, laut rauschten die gewaltsam gebogenen Wipfel der Bäume, und zwar dumpfe, doch gewaltige Donnerschläge polterten aus der Ferne herüber; doch deßhalb bekümmerte sich Herr Rithogar wenig, er hauste unter sicherem Obdache und schmaus'te an wohlbesetzter Tafel mit seinen Zech- und Jagdgenossen.

Die Knechte hatten vollauf zu thun, immer volle Humpen aus dem Keller zu schleppen, und schon war Mitternacht nahe, und immer noch wurden die Becher fröhlich im Kreise geschwungen, und kein Schlaf drückte noch die Augen der Zecher zu; da meldete der Leibknappe dem Burgherrn, daß ein ganz artiger Junge außer dem Schlosse harre und um Gotteswillen für sich und seinen Vater, welcher dem Tode nahe, auf einen Hügel hingesunken sei, um Aufnahme bitte, er wolle dafür die Gesellschaft mit ganz artigen Weisen vergnügen.

»He da, Freunde!« rief Rithogar, »einige lustige Weisen gehen uns noch ab, um unsern Frohsinn zu vermehren, der Bursche soll augenblicklich heraufkommen.«

»Und der halbtodte Alte?«

»Schuft du! thue wie dir befohlen wird. Ich muß mich doch erst überzeugen, ob sichs der Mühe lohne, solch Bettelvolk aufzunehmen.«

Die Rede des Burgherrn wurde von seinen Zechfreunden mit lautem Beifalle belohnt, der Knappe aber eilte, die Befehle des Herrn zu vollziehen.

Bald darauf öffnete sich die Saalthüre, und herein trat, in einen schlichten Rock gehüllt, ein schlanker, schmächtiger Knabe; das liebliche holde Antlitz von dichten blonden Locken umschattet; mit einem Anstande, den man bei ei-

nem solchen gemeinen Jungen nicht hätte vermuthen sollen, begrüßte er die ganze Gesellschaft, nahte sich züchtig, doch nichts weniger als kriechend, dem Burgherrn, und bat um Aufnahme seines kranken Vaters.

»Schon gut, schon gut,« erwiederte Rithogar, »ich bin ja kein Tyrann, welcher Nothleidenden die nöthige Hilfe versagt; die Knechte sollen ihn nach einer der unteren Stuben bringen, und mein Hausarzt mag dazusehen, wo Hilfe dienlich ist, du aber, schmucker Junge, bleibe hier, und erlustige uns durch einige fröhliche Weisen, welches dann dein Schade nicht seyn soll.«

Der Junge neigte sich ehrerbietig, nahm Platz auf dem dargebotenen Stuhle, und nachdem er an dem hingereichten Becher nur etwas genippt hatte, begann er seine Laute zu stimmen, und sang mit einer solchen melodischen

Stimme, welche die Bewunderung Aller erregte, mehrere Zech- und Minnelieder, welche allgemeinen Beifall erhielten. Die anwesenden Gäste steuerten zu einer nicht unbedeutenden milden Gabe zusammen, und der Burgherr befahl, den Knaben so wie den Alten sorgfältig zu pflegen; bei ihm und den Gästen behauptete auch endlich die Natur ihre Rechte, sie suchten taumelnd ihr Lager, und bald lagen sie im tiefen Schlafe.

Als Rithogar am folgenden Morgen erwachte, dachte er zuerst an Bernhard, so hatte sich der junge Sänger genannt. Er konnte sich gar nicht erklären, warum er denn so sanft sich zu dem Fremden hingezogen fühle, und beschloß für ihn trefflich zu sorgen, wenn er anders bei ihm auf der Veste bleiben wolle.

Sobald daher der Knappe zum Ankleiden eintrat, erkundigte er sich nach den beiden

Fremden, erfuhr aber, daß der Alte in der Nacht so schwer krank geworden sei, daß der Arzt zweifle, er werde schwerlich den heranbrechenden Tag überleben; ängstlich wünsche er aber, noch bevor der letzte Augenblick des ewigen Scheidens herannahe, mit dem Burgherrn zu sprechen. Der Knabe aber befinde sich in der trostlosesten Lage am Bette des Alten, und könne vor Wehmuth und Schluchzen kaum sprechen.

Rithogar, der trotz der rauhen Sitte seines Zeitalters ein gutes Herz im Busen trug, begab sich nach der im Hinterhofe liegenden Krankenstube; er kam aber zu spät, denn der Alte war bereits verschieden. Der junge Bernhard aber sank ihm zu Füßen, und flehte, so viel es die herabrollenden Thränenströme gestatteten, ihn nicht zu verstoßen.

Rithogar spendete ihm Worte des Tro-

stes, so viel in seiner Gewalt stand, und leistete ihm die Versicherung, ihn bei gutem Betragen ja nicht aus seiner Burg zu entfernen. Er befahl dem Vogte die Beerdigung des Alten zu veranstalten, dem Jungen aber ein eigenes Kämmerchen anzuweisen, wo es ihm ja an keiner Bequemlichkeit fehle. Er selbst reiste zu einem Tourniere ab, wo er wahrscheinlich erst in acht Tagen zurück zu kehren versprach.

Wie Rithogar siegreich zurück kam, und in sein Gemach trat, da staunte er nicht wenig, in diesem eine bisher ungewohnte Ordnung und Reinlichkeit anzutreffen. Kein Stäubchen war auf den Möbeln zu sehen, jede Kleinigkeit hatte ein bestimmtes, passendes Plätzchen, und die Fenster waren mit den niedlichsten Blumen besetzt, welche aromatische Wohlgerüche um sich her verbreiteten. Rithogar lächelte.

»Ja, seht, edler Herr,« sprach der Vogt, »alles dieses ist das Werk des jungen Bernhard; er läßt sichs nicht nehmen, hier täglich aufzuräumen, und damit er ja keinen Mangel an frischen Blumen habe, so sollt ihr sehen, wie er das kleine Schloßgärtchen hergerichtet hat. Es ist nun eine Freude, wie dort unter seiner Pflege die Blumen gedeihen, und da, wo ehemals nur das Unkraut wucherte, nun die herrlichsten Rosen emporkeimen. Ueberhaupt, lieber Herr, hat dieser Junge ganz was Eigenes an sich, daß ihm kein Mensch abhold seyn kann; sein sanftes und stilles Betragen, seine Freundlichkeit hat ihm bereits Aller Herzen gewonnen, und die Knechte überhäufen ihn mit Schmeichelworten, wenn er ihnen Abends einige fröhliche Weisen vorsingt, und doch weiß er selbst diese rohen Bengels so zu behandeln, daß sie ihm mit einer Art Achtung begegnen müssen. Ist es denn aber auch ein Wunder, wenn ihm alles

gut ist; wenn man nur das liebe Gesichtchen ansieht, so ist es gerade, als ob einem ein holdes Engelbild entgegen lächelte, ja wenn das ein Mädchen wäre, so könnte es gewiß manches Männerherz beunruhigen.

Der Ritter lächelte über die Beredsamkeit des Alten, und berief Bernharden zu sich; er sprach mehrere freundliche Worte mit ihm, und versicherte ihn mehrmalen seines dauernden Wohlwollens.

So strichen mehrere Monate vorüber; Bernhard bemühte sich, jeden Wunsch in des Ritters Augen zu lesen, und wo möglich in Erfüllung zu bringen, er unterhielt bei seinem gebildeten Verstande den Ritter oft stundenlang mit unterhaltenden Gesprächen, und wenn er Abends sein Lautenspiel mit Gesang begleitete, da saß der gute Ritter wie ein Marmor-

bild unbeweglich, um ja keinen dieser zauberischen Töne zu verlieren.

Mit jedem Tage war er ihm geneigter, ja es schien ihm beinahe gar kein Vergnügen vollkommen, woran nicht Bernhard Theil nehmen konnte.

Bei der guten Pflege, welche er genoß, rundete sich sein Gesicht noch mehr, das Rosenroth der Gesundheit prangte auf den zarten Wangen, nur durch die Sanftmuth der Seele wurde das durchdringende Feuer der Augen gemildert, und zum herrlichen Schmucke dienten ihm die bis an die Schultern wallenden blonden Locken. Niemand konnte den Knaben ohne Bewunderung sehen, und ohne ihm von Herzen gewogen zu seyn.

Einst hatte der Burgherr seinen Freunden ein großes Bankett veranstaltet, alle waren

wie gewöhnlich froher Dinge, die Becher gingen weidlich herum, und es versteht sich von selbst, daß dabei Bernhards Kunstgenie wacker in Anspruch genommen wurde.

Die Mitternacht brach heran, alle suchten taumelnd ihr Lager, Rithogar selbst hatte des Weines so viel genoßen, daß bald ein fester Schlaf seine Augen schloß, welcher sich auch bald durch die ganze Burg verbreitete. Nur Bernhard konnte nicht ruhen, so oft sich seine Augen zum sanften Schlummer schließen wollten, war es nicht anders, als ob er mit Gewalt wieder empor gerüttelt würde.

Unruhig warf er sich auf dem Lager hin und her; da begann plötzlich, als er so in dumpfem Brüten dahin lag, eine ungewöhnliche Lichte seine Augen zu blenden, rasch fuhr er empor, eilte ans Fenster, und bereits schlugen

aus dem Theile des Gebäudes, in welchem Rithogar wohnte, die hellen Flammen empor.

Alles im Schlosse war todtenstille, der eiserne Schlaf hielt alle gefesselt. Bernhard aber stürzte mit lautem Geschrei aus seinem Gemache nach der Gesindstube, die betäubten Knechte wach zu schreien, dann aber flog er mit Blitzesschnelle nach Rithogars Schlafzimmer, wo ihm bereits dichte Rauchwolken entgegen qualmten; der Ritter, welcher ganz schlaftrunken sich auf das Lager geworfen hatte, vergaß das Licht auszulöschen, eine nahe daran herabhängende Gardine fing Feuer, und bald darauf stand das ganze Zimmer in Flammen. Er selbst lag im festen Schlafe begraben.

Bernhard stürzte hinzu, er rüttelte ihn, kein Zeichen, er schrie ihm aus Leibeskräften in die Ohren, keine Bewegung, und Bernhard war zu schwach, ihn aus dem Bette zu reißen.

Jetzt stürzte der Leibknappe herein, der erste, welchen Bernhards Geschrei ermuntert hatte. Dieser riß den Betäubten mit Manneskraft auf, und trug ihn auf dem Rücken fort. Bernhard folgte, da erblickte er noch ein ziemlich großes Kästchen von Ebenholz mit Silber beschlagen, in welchem Rithogar seine Kleinodien und wichtigsten Dokumente verwahrt hatte, raffte es auf, und suchte mühsam aus dem ganz mit Rauch angefüllten Gemache zu kommen; da stürzte ein brennender Balken herab, traf Bernhards Haupt, und dieser stürzte betäubt zu Boden.

Während dem war das Burggesinde allmählich wach geworden, und eilte noch halb taumelnd zur Hilfe herbei, sie fanden Bernharden in Rauch und Schutt liegen, welcher noch immer das Kästchen so fest umklammert hielt, daß man es ihm nur mit Ge-

walt entreißen konnte, und brachten ihn nach dem Hintertheil des Gebäudes, während auch aus der Umgegend die Insassen herbeieilten, um mit vereinten Kräften den Flammen Einhalt zu thun, welches endlich auch nach unsäglicher Mühe gelang.

Rithogar hatte sich wieder ermannt, der Taumel seiner Sinne war gänzlich verschwunden, er eilte nun selbst die gehörigen Anstalten zu treffen und die Gefahr war nun gänzlich vorüber; jetzt erinnerte sich Rithogar an Bernharden und forschte ängstlich nach ihm. Da erfuhr er, daß dieser es eigentlich gewesen sei, welcher zuerst Lärmen gemacht, und zu des Ritters Rettung beigetragen, und ihm sein Leben und die Rettung des inhaltsschweren Kästchens zu danken habe; zugleich aber auch, daß sich der schwer verletzte Knabe unter der Hand des Arztes befinde.

Sogleich eilte Rithogar mit der innigsten

Theilnahme hin, um sich von dem Krankheitszustande zu überzeugen.

Am Eingange des Gemaches kam ihm der Arzt entgegen, und bat ihn, zurückzukehren, indem sich nach Auflegung des Verbandes, als Folge der außerordentlichen Schwäche, ein Schlummer eingestellt habe, welcher auf keinen Fall unterbrochen werden dürfe.

»Ueberhaupt, edler Herr,« fuhr der Arzt fort, »habe ich euch eine Sache zu erzählen, welche euch in die größte Verwunderung setzen wird. Was ich längst vermuthet, ist eingetroffen, und als ich den Kranken zu Bette bringen ließ, habe ich die vollkommene Ueberzeugung erhalten, dieser Bernhard ist ein Mädchen, und wahrhaftig ein vollkommenes Meisterstück der Natur zu nennen, es ist nur unbegreiflich, wie sie so lange diese Täuschung habe fortführen können. Ich selbst wollte

darüber nichts sprechen, indem ich wahrhaftig der Meinung war, daß ihr selbst um das Geheimniß wissen möchtet.«

Rithogar sah den Arzt mit vor Verwunderung weit geöffneten Augen an, und versicherte ihn, daß dieß eine ihn äußerst befremdete Neuigkeit sei, daß ihm aber dadurch auch Manches klar werde, was ihm schon so manchmal räthselhaft geschienen habe.

Er trug dem Arzte die möglichste Sorgfalt auf, und begab sich im tiefen Nachdenken nach seinem Gemache.

Hier lief er nun die ganze Zeit, seit Bernhard bei ihm sich aufhielt, und manche seiner Handlungen erschien ihm nun in einem ganz anderen Lichte, und er schalt sich selbst einen Thoren, daß er nicht früher auf diese Vermuthung verfallen war; aber auch mit Ver-

gnügen erinnerte er sich auf die zarte Anhänglichkeit, welche ihm der Knabe bewiesen hatte, und welche ihm freilich nun ganz lieblicher noch vorkam.

Die Wunde Bernhards war sehr bedeutend, und erforderte eine längere Cur als gewöhnlich, doch versicherte aber der Arzt, daß keine Gefahr zu besorgen sei. Sobald es aber nur möglich war, begab sich Rithogar nach der Krankenstube, und bedauerte nur, daß er nicht nach dem ausdrücklichen Verbote des Arztes anhaltend mit dem Mädchen sprechen konnte. Er machte ihr gelinde Vorwürfe, ihn so lange getäuscht zu haben.

»Verzeiht,« sprach die Kranke, »die äußerste Noth und Schüchternheit zugleich trieben mich dazu an, doch, da es mir zu schwer fällt, anhaltend mit euch zu sprechen, so mag euch dieß eines Näheren verständigen, und ich hoffe,

ihr werdet nicht unmenschlich über mein künftiges Schicksal entscheiden.»

Mit diesen Worten zog sie eine Pergamentrolle hervor, welche sie dem Ritter übergab, und da der Arzt mit der Bemerkung hinzu trat, daß nun bereits zu viel gesprochen werde, begab sich Rithogar in gespannter Neugierde nach seinem Gemache.

Noch nie war ihm ein Besuch von Freunden so unwillkommen gewesen, wie dießmal. Ein Paar Ritter aus der Nachbarschaft, welche sich auf eine weite Reise begaben, hatten zum Valet bei ihm eingesprochen, und er mußte sich so lang bequemen, seine Neugierde zu bezähmen, bis diese gegen Mitternacht erst sich zur Ruhe begaben.

Aber auch nun konnte er seinen Wunsch noch nicht befriedigen, ein wichtiges Schreiben

war von seinem Sachwalter aus Wien angelangt, welches sogleich beantwortet und mit Urkunden belegt werden mußte.

Rithogar berief sogleich den Burgmönch zu sich, welchem er seine Meinung in die Feder sagte. Bis gegen Anbruch des Morgens hatten sie zu arbeiten, als der Schlaf sie übermannte.

Zweites Kapitel.

Nähere Enthüllung.

Als Rithogar am folgenden Tage sich allein befand, verschloß er sich in sein Gemach, um, da die Ritter des Lesens selten kundig waren, mit aller Anstrengung die Pergamentrolle zu studiren. Er las:

„Wer du auch seyn magst, du edler Mann, der in meiner letzten Stunde mich menschen-

freundlich pflegte, du allein sollst erfahren, wer ich eigentlich war, und wie sehr ich das Mitleiden edler Menschen verdiene. Wisse also, mein Name ist Astrubal von Lauenstein, aus einem edlen Geschlechte entsprossen, und von der Natur mit körperlichen und Geistesgaben reichlich versehen, war ich auch zu glänzenden Hoffnungen für die Zukunft berechtiget.

Früh widmete ich, meinem Stande gemäß, mich dem Kriegsdienste; verließ das Vaterhaus und begab mich an das Hoflager des Herzogs von Baiern, wo ich echte Rittersitte erlernte, und bald durch mein stilles, ruhiges Betragen der Liebling des Herzogs wurde.

Aber dieß erregte zugleich den Neid meiner Gefährten, hunderterlei Kabalen wurden gegen mich geschmiedet, doch an meinem offenen, geraden Sinne und von der Gnade des Herzogs

prallten diese Pfeile der Bosheit wie von einem ehernen Schilde zurück.

Endlich ward mein erhabener Gönner in einen schweren Krieg mit dem Herzoge von Sachsen verwickelt. Niemand war froher, als ich, denn ich brannte vor Begierde, mich bald durch ritterliche Thaten auszuzeichnen. Die Zurüstungen wurden mit dem größten Eifer betrieben; von allen Seiten strömten bewaffnete Scharen auf den allgemeinen Sammelplatz. Jung und Alt freute sich, unter den Augen des geliebten Herzogs sich auszeichnen zu können. Mich hatte er gewürdiget, mir ein Fähnlein unter seiner Leibgarde anzuvertrauen, und so in seiner Nähe die ersten Proben meiner Tapferkeit abzulegen.

Mit Eile setzten wir unseren Zug fort, um den Feinden in Besetzung wichtiger Plätze zuvorzukommen; mehrere kleine Vorpostengefechte

fielen vor, welche stets zu unserem Vortheile entschieden; endlich aber standen beide Hauptheere sich gegenüber, und von beiden Seiten wurden mit Eifer die Zurüstungen zu einer bevorstehenden Hauptschlacht betrieben.

Jetzt brach mit Anbruch des Tages das vorgesteckte Ziel heran. Ein ungeheurer Nebel hinderte uns, die Stärke des feindlichen Heeres zu beobachten. Auch diese standen in Scharen gereiht unthätig, bis endlich die bereits schon hoch heraufgehende Sonne die düsteren Dünste zerstreute, und nun das ganze feindliche Heer in unabsehbarer Ausdehnung vor uns stand.

Bald schmetterten laut von allen Seiten die Trompeten, die muthigen Streitrosse ließen sich nicht mehr zurückhalten, und von allen Seiten war der Kampf allgemein. Ich schweige von dem gräßlichen Mordgewühle, welches

die Seele jedes fühlenden Menschen empören muß; Leichen häuften sich auf Leichen, das Rasseln der Waffen, das Geschrei der Kämpfenden und Gewimmer der Gefallenen war herzerschütternd und betäubend.

Siegreich drangen unsere Scharen immer vorwärts, obwohl ihnen jeder Schritt mit der größten Hartnäckigkeit streitig gemacht wurde, und schon als die grauen Abendwolken den Aether mit leichtem Flore umzogen, war das Schicksal der Schlacht entschieden, und bald lösten in ungestümer Flucht die Scharen der Feinde sich auf. Mit heißer Gierde wurden sie von uns verfolgt, und nur die ganz hereingebrochene Dunkelheit der Nacht setzte dem allgemeinen Würgen ein Ziel.

Theuer genug war unserm Herzoge der Sieg zu stehen gekommen, denn seine tapfersten und getreuesten Kämpfer waren ruhmvoll

auf ihren Schilden gefallen. Er würde sich zu schwach gefühlt haben, die Feinde zu verfolgen, wären nicht in der Nacht noch beträchtliche Verstärkungen angelangt. Sobald daher die ermatteten Krieger sich durch kurze Ruhe erholt hatten, ging es aufs Neue an das Verfolgen der Feinde, und so sahen sich diese bald so in die Enge getrieben, daß der Sachsenfürst um Frieden anhalten mußte, welcher ihm auch unter den nachtheiligsten Bedingungen bewilliget wurde.

Unter den Augen meines Herzogs hatte ich mich durch tapfere Thaten so ausgezeichnet, daß er mich mit einer goldenen Gnadenkette beehrte, und allen zum Muster vorstellte. Hatte mir vorher die Huld des Herzogs den Neid aller meiner Umgebungen zugezogen, so ward dieser durch die neue Auszeichnung in den bittersten Haß übergegangen, und wie die Schlan-

ge auf ihr ausersehenes Opfer, so lauerten meine Feinde auf mein Verderben.

Die Sachsen konnten ihre ungeheure Niederlage, und die beträchtlichen Aufopferungen des Feindes nicht verschmerzen, und was ihnen durch Gewalt der Waffen nicht gelungen war, suchten sie durch boshafte Hinterlist zu erreichen. Sie hatten Vertraute an das Hoflager nach München gesendet, welchen es gelang, eine Verschwörung anzuzetteln, bei welcher das Leben des Herzogs selbst gefährdet ward.

Die ganze Sache wurde so geheim betrieben, daß ich nicht die geringste Spur entdecken konnte, und dennoch war ich tief in das Complot verwickelt. Endlich wollte es des Herzogs guter Genius, daß ein Strahl der Entdeckung in die Nacht des Verbrechens fiel.

Sogleich wurden auf das Thätigste Nach-

suchungen aller Art veranstaltet, und da sich dessen niemand weigern durfte, so wurde auch meine Wohnung nach geheimen Papieren auf das sorgfältigste durchsucht: O Himmel! wer faßt mein Staunen und meinen Schrecken, als man in meinem geheimen Closette Briefe fand, welche mich als einen Haupttheilnehmer der schwarzen Verrätherei beschuldigte.

Ich ward gefänglich eingezogen. Vergebens war die offene Betheuerung meiner Unschuld, die Beweise waren gegen mich, ich ward in einen tiefen Kerker geworfen, und schon nach wenigen Tagen hatte das niedergesetzte Gericht mein Todesurtheil ausgesprochen.

Meiner früheren Verdienste eingedenk, hatte es der Herzog in Verbannung und Einziehung aller meiner Güter verwandelt. So

ward ich denn so schnell von dem Gipfel meines Glückes herabgestürzt, und ich, dem nur eine frohe Zukunft entgegen lachte, mußte als Bettler und entehrt ein Land verlassen, in welchem ich zu den glänzendsten Aussichten berechtiget war. Nur meine guten Grundsätze hinderten mich, durch freiwilligen Tod meine Verzweiflung zu enden.

Ich floh nach Oesterreich, wo ich unter anderem Namen als gemeiner Reitersknecht Kriegsdienste nahm. Bald gelang es mir, durch meine kriegerischen Kenntnisse Auszeichnung zu erlangen. Ich ward unter dem kriegerischen Herzoge Rottenführer, und wurde bald aufs Neue mit dem Ritterschlage beehrt.

Aber nichts konnte die tiefe Schwermuth zerstreuen, welche mein ganzes Wesen umlagert hielt; menschenscheu irrte ich immer für mich allein herum, und alle Lustbarkeiten,

welche die jungen Ritter vergnügten, waren mir gänzlich fremd geworden. Die Welt hatte keinen Reiz für mich.

Der Krieg mit den Ungarn war ausgebrochen, siegreich kämpften unsere Scharen, und trieben die Feinde mächtig in die Enge. Mitten in einer Waldung lag ein festes Schloß, dessen Besatzung uns schon vielen Abbruch durch häufige Ausfälle gethan hatte. Der Herzog beschloß es zu bestürmen, und mir ward die Ausführung dieses Unternehmens anvertraut.

Mit Begierde ergriff ich die Gelegenheit, mir neue Verdienste zu sammeln, aber nur zu bald überzeugte ich mich, wie schwer diese Aufgabe sei, denn die feindliche Veste bot uns unersteigliche Mauern dar, und die Besatzung, mit allem Nothwendigen versehen, kämpfte mit Löwenmuth für ihre geliebte Gebietherin.

Einer Witwe gehörte diese Burg, einem

Weibe so schön wie ein Engel, und mit männlichem Muthe beseelt, denn immer focht sie in ihrer Silberrüstung an der Spitze ihrer Leute und wußte diese durch ihr Beispiel zur unüberwindlichen Tapferkeit anzufeuern.

Diese in meine Gewalt zu bekommen, war mein sehnlichster Wunsch, obwohl hiezu nicht die geringste Aussicht vorhanden war. Da vernahm ich durch einen Ueberläufer, daß im Schlosse ein Ausfall verabredet worden sei, welchen Mirabella anzuführen sich vorgenommen habe. Sogleich war nun mein Plan gefaßt, dreißig meiner erprobtesten und tapfersten Knechte erhielten den Auftrag, die Amazone zu umzingeln, und ohne Verletzung in meine Gewalt zu bringen, ich vertheilte sie in einen Hinterhalt, mit dem ausdrücklichen Befehle, nur dann erst, wenn das Handgemenge am heftigsten geworden, mit der ungestümsten Gewalt hervorzubrechen.

Ich selbst ordnete meine Leute so, daß sie die Feinde leicht überflügeln konnten, doch hatte ich mich absichtlich unter anscheinender Ruhe ziemlich weit von dem Schlosse zurückgezogen. So brach endlich die Nacht heran, sie war äußerst stürmisch und paßte ganz zu dem vorgehabten Unternehmen.

Jetzt brachten mir die ausgesandten Späher die Nachricht, daß die Feinde aus dem Ausfallspförtchen in großer Menge hervorbrächen. Langsam und vorsichtig schritten sie heran, in der sicheren Meinung, uns im Schlafe zu überfallen. Als ich sie nun weit genug von der Burg entfernt glaubte, ließ ich laut meine Trompeten ertönen, und gleich dem verheerenden Hagelwetter stürmten wir den überraschten Feinden entgegen.

Ein äußerst erbitterter Kampf begann. Bald wurden die Feinde zum Weichen gebracht,

aber jetzt gab ich mit dem Heerhorne das verabredete Zeichen, meine Leute stürmten aus dem Hinterhalte hervor, und nahmen unsere Gegner in die Mitte. Zwar schlossen Mirabellas Leute eine eiserne Mauer um sie, und kämpften wie Verzweifelnde, ich selbst erhielt eine tiefe Wunde am Arme, aber sie konnten der Gewalt nicht widerstehen. Mirabella ward ergriffen, entwaffnet, und mit verhängtem Zügel nach meinem Lager gebracht; wer von ihren Leuten sich noch von unsern Schwertern retten konnte, eilte Schutz in der Festung zu suchen.

Meine Wunde blutete heftig, ich ließ mich zum Verbinden nach meinem Lager bringen, nachdem ich vorher noch den Befehl ertheilt hatte, die gefangene Mirabella mit vorzüglicher Achtung zu behandeln.

Erst am folgenden Tage, nachdem die

heftigsten Schmerzen meiner Wunde etwas nachgelassen hatten, begab ich mich nach dem Zelte Mirabellens. Wie staunte ich, als ich dieses Weib erblickte, sie übertraf alle meine Ideen, welche ich mir von weiblicher Schönheit gemacht hatte. Nicht reizender konnte ich mir Minarten selbst in ihrem glänzenden Waffenschmucke vorstellen, ihre melodische Stimme, ihre Feuerblicke drangen tief in mein Herz, und erfüllten mich mit Staunen.

Sie verlangte die Bestimmung ihres Lösegeldes, ich sicherte ihr unbedingten Besitz ihres Eigenthumes zu, nur forderte ich Besetzung der Burg von den herzoglichen Truppen, so lange noch das Kriegstheater in dieser Gegend seyn würde. Bald waren wir über die vorzüglichsten Punkte einig; die Burg wurde von meinen Leuten besetzt, und ich nahm mit Vergnügen den Antrag an, in ihrer Wohnung meiner Wunde zu pflegen.

Hatte ich vorher Gelegenheit gehabt, die kriegerische Haltung dieser Amazone zu bewundern, um wie viel mehr mußte daheim ihre holde Weiblichkeit auf mich Eindruck machen. Es war eine ganz andere Person, welche ich nun in ihr fand. Die Sanftmuth, die herrliche Güte, mit welcher sie meine Pflege übernahm, mußte den heftigsten Eindruck auf mich machen, und bald fühlte ich das Emporkeimen der heftigsten Liebe. Bald bemerkte ich, daß ich auch ihr nicht ganz gleichgiltig geblieben sei, und kurz, das Bündniß unserer Herzen war geschlossen, welches bald auch feierlich der Segen des Priesters bestätigte.

Wie schön war ich für meine biser überstandenen Leiden entschädiget. Ich schwebte in einem Meere von Wonne, denn Mirabella konnte wirklich die liebenswürdigste Gattin genannt werden.

Aber welches Menschenglück ist unabänderlich, wie leicht wird oft der heiterste Tag durch Sturmeswolken verfinstert, und wie schnell verwandeln sich oft die Rosengefilde der Freude in die schrecklichsten Abgründe, welche uns furchtbar entgegen gähnen.

Eines Abends sprach ein Ritter bei uns ein, welcher sich durch einen Sturz vom Pferde schwer am Fuße verletzt hatte. Sogleich ließ ich alles zu seiner besten Pflege bereiten.

Wer hätte sich denken können, daß er meine Gastfreiheit mit so häßlichem schwarzen Undanke vergelten würde. Nur zu schnell machten Mirabellens Reize auf ihn Eindruck, und er war ruchlos genug, diese unlautere Flamme nicht gewaltsam zu unterdrücken. Ja er vermaß sich sogar, Mirabellen seine Leidenschaft zu gestehen.

Mit edler Würde wies sie den Frechen zu-

rück, verschwieg aber mir aus Schonung dessen ruchloses Beginnen. Als er aber immer zudringlicher zu werden begann, da hielt sie es für ihre Pflicht, mir das Geheimniß zu entdecken. Ich überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen, wir kamen hart aneinander, ich forderte ihn zum Kampfe auf Leben und Tod. Der folgende Tag war dazu bestimmt, aber schon in der Nacht war der feige Bösewicht entflohen.

Ich kümmerte mich deß wenig, lebte bloß für meine Gattin und unsere lieblich heranwachsende Bernhardine, deren Erziehung uns die schönsten Freuden gewährte.

Einige Jahre strichen in Ruhe und Frieden dahin, da meldeten mir meine Knappen, daß sich verdächtiges Gesindel um die Burg herumschleiche, und die Festungswerke auszuspioniren scheine. Lebte ich doch mit der gan-

zen Umgegend in Frieden, was könnte ich also unheimliches zu befürchten haben? Mich kümmerte daher diese Nachricht wenig, und fand es nicht der Mühe werth, nähere Erkundigungen einzuziehen; mein Vogt aber war klüger als ich, er sorgte heimlich für bedeutende Vorräthe an Waffen und Lebensmitteln, und vermehrte auch die Söldner, nicht anders, als ob es auf eine bedeutende Belagerung abgesehen wäre.

Nicht lange darnach erhielt ich Bothschaft vom königlichen Hofe, mich vor ein eigens niedergesetztes Gericht zu stellen. Ich war mir keiner Unthat bewußt, verlachte also den Rath meiner Freunde, dort nicht zu erscheinen, nahm herzlichen Abschied von Weib und Kind, und trat meine Reise nach dem Hoflager an.»

Drittes Kapitel.

Des Unglücks Riesenschritte.

Dort angelangt meldete ich mich bei dem Stadthauptmanne, welcher mich mit harten Worten anließ, und sogleich als seinen Gefangenen erklärte. Vergebens fragte ich um die Ursache dieser Behandlung. Man würdigte mich keiner Antwort mehr, ein Trabanten-Führer verlangte mein Schwert, und ich ward in ein Gefängniß geschleppt.

Vergebens marterte ich mein Gedächtniß, nur auf irgend eine Spur eines Vergehens zu kommen.

So strichen mehrere Tage dahin, als endlich bewaffnete Diener eintraten, mich vor Gericht zu führen. Wie sehr staunte ich, als ich auf dem obersten Platze den Mann erkannte, den ich wegen der sträflichen Liebe zu meiner Gattin so hart angelassen hatte. Man forderte von mir meine Schuld zu bekennen. Ich erklärte frei und offen, daß ich mir nichts bewußt sei, da ward mir eine Reihe von angedichteten Verbrechen vorgelesen, welche ich durch meine Unterschrift bestätigen sollte. Ich weigerte mich dessen standhaft, und man drohte mir mit der Tortur, zugleich ward mir bedeutet, daß es nur zu bekannt geworden sei, man habe mich als ehrlos und als Staatsverräther aus Baiern verwiesen. Acht Tage gab man mir Frist,

um vielleicht etwas zu meiner Vertheidigung beibringen zu können.

Ich ward in mein Gefängniß zurückgeführt, wo ich nun Muße genug hatte, über mein hartes Schicksal nachzudenken. Ich sah gut ein, daß ich hier nur Böses zu erwarten habe, da mein bösester Feind mein Richter war, welchem daran gelegen seyn mußte, mich auf gute Art aus dem Wege zu schaffen. Selbst aber wenn ich meine Freiheit wieder erhalten sollte, war meines Bleibens in meinem bisherigen ruhigen Aufenthalte nicht mehr, denn meine in Baiern erlittene Entehrung konnte unmöglich mehr ein Geheimniß bleiben. Flucht wäre das einzige Mittel gewesen, mich zu retten, aber wie hätte dieß möglich seyn können.

Da schien sich ein guter Engel meiner zu erbarmen. Des Kerkermeisters Töchterchen,

welches mir oft ſtatt des alten Vaters meine Nahrung brachte, ſchien Mitleiden mit mir zu fühlen, ich benützte dieſe Stimmung, und brachte es endlich dahin, daß ſie Mitwirkung zur Erhaltung meiner Freiheit verſprach.

Wirklich brachte ſie eines Abends eine Mönchskutte, nebſt falſchen Bart und Haupthaar, und überredete mich, ihr zu folgen.

Durch mehrere Nebengänge führte ſie mich in ein ſchmales Höfchen, wo ſie ein kleines Seitenpförtchen öffnete, und ich trat ins Freie.

Mit einem Ringe von Werth lohnte ich der Guten ihre Bemühung, und ſtürzte fort in dunkler Mitternacht, bis ich endlich eine mir aus früherer Zeit bekannte Herberge erreichte, wo gewöhnlich iſraelitiſche Handelsleute aus Pohlen einſprachen. Hier ſchaffte

ich mir andere Kleider und ein Reitpferd an. Bei einem Waffenschmiede erhandelte ich eine Rüstung, und so verließ ich am folgenden Tage unerkannt die Stadt.

Mit rastloser Eile setzte ich den Weg nach meiner Heimath fort. Wie groß war aber mein Staunen, als ich die Gegend meines Schlosses von Kriegsknechten umlagert fand. Wie sehr drängte es mich, den Meinen zu Hilfe zu kommen. Ich erinnerte mich eines unterirdischen Ganges, welcher in eine Waldhöhle auslief.

Nur dunkel war mir zwar noch die Erinnerung an das Plätzchen geblieben, aber zum Glücke fand ich es noch. Ich sammelte daher einen großen Busch Reiser zur Entzündung einer Fackel, und wanderte so getrost in dem unterirdischen Gewölbe fort. Beinahe eine Stunde war ich gegangen, als

der Weg aufwärts führte, und ich mich endlich in dem Begräbnißgewölbe der Burg befand. Die Thür war verschlossen, mit dem Griffe meines Schwertes sprengte ich den Riegel. Wie ich in den Hof trat, und einer der Burgknechte mich erblickte, stieß er einen lauten Schrei aus, und entfloh ängstlich. Wahrscheinlich mochte er den Geist eines der dort schlummernden Väter vermuthen. Ich aber eilte schnell nach den inneren Gemächern.

Gränzenlos war die Freude der Gattin, als sie mich wieder erblickte. Nach dem ersten Freudentaumel erfuhr ich, daß die Burg bereits seit acht Tagen hart beängstiget werde. Man habe sie zur Uebergabe aufgefordert, welches aber von der muthvollen Mirabella strenge verweigert wurde.

Sie selbst traf nun alle Anstalten zur Vertheidigung, und schon hatte sie einige Stür-

me mit großem Verluste der Feinde zurückgeschlagen. Ich hatte nach kurzer Ruhe sogleich alle Anstalten zur besseren Vertheidigung getroffen.

Mit einem theuren Eide verbanden sich meine Leute, bis zum letzten Athemzuge bei mir auszuhalten. Und so erwartete ich denn nun getrost die neuen Unternehmungen der Feinde.

Diese säumten nicht lange; alle Bewegungen im feindlichen Lager ließen mich mit Grund einen baldigen Sturm erwarten. Ich war darauf gefaßt, und bald begann das mörderische Gefecht. Vergebens war mein dringendes Bitten zu Mirabellen, sich ja keiner Gefahr Preis zu geben, sie ließ sichs nicht wehren, in ihrer Rüstung an meiner Seite zu streiten. Dießmal schien es den Feinden Ernst zu seyn, denn so zahlreich auch

ihr Verlust war, so führten sie doch immer noch neue Scharen gegen die Mauern, o Himmel! da schwirrte von einem Bogenschützen ein Pfeil durch die Luft und traf Mirabellens Brust, an meiner Seite stürzte sie zu Boden. Dieser Anblick entnervte meinen Muth, ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig, und sank bewußtlos neben ihr hin.

Wie ich mich wieder ermannte, fand ich mich im Gebüsche liegen, neben mir schlummerte meine kleine Bernhardine, und mein alter treuer Vogt lehnte seitwärts in einem Winkel, mich mit mitleidigen Blicken betrachtend; da erfuhr ich denn nun, daß Mirabellens und mein Fall den Muth der Knechte gänzlich gebeugt habe.

Sie vertheidigten sich nur mehr schwach, der Vogt sah die drohende Gefahr, er brachte mich mit Hilfe einiger Knechte in den unterir-

dischen Gang, auch meine Bernhardine nahm er zu sich, und verrammelte von Innen den Eingang.

So war ich denn nun auf einmal alles dessen beraubt, was mir das Leben hatte angenehm machen können, und so wohl es mir hätte thun sollen, meine Bernhardine um mich zu sehen, so konnte ich doch nur mit der innigsten Wehmuth auf das Mädchen blicken, welches sich nun in der traurigsten Lage befand.

Der bitterste Gram nagte in meinem Innern, und nur leerer Schall waren mir die Trostworte des redlichen Vogtes. Endlich nöthigte uns die Sehnsucht nach Nahrung, den verborgenen Aufenthalt zu verlassen. Der Vogt hatte uns Bauernkleider besorgt, und so wanderten wir weiter.

Diese letzteren Ereignisse und vorzüglich Mirabellens Verlust hatten einen solchen heftigen Eindruck auf mich gemacht, daß endlich meine Kräfte erliegen mußten. Eine schwere Krankheit befiel mich, ich ward zwar in einem Hospital sorgfältig gepflegt, aber meine Mannskraft war dahin, eine durch nichts mehr zu besiegende Schwäche hatte sich mit bleierner Last auf meine Nerven geworfen, der Ausspruch der Aerzte selbst verkündete mir einen nahen Tod.

Gerne würde ich mich diesem traurigen Schicksale unterziehen, wenn nur nicht die Sorge für meine Bernhardine mich mit dem bittersten Jammer erfüllte. Mir bleibt nichts übrig, als von der Mildthätigkeit anderer Menschen unser Leben zu fristen. Auch mein treuer Vogt war ein Opfer seiner Anstrengungen geworden. Für den edlen Menschenfreund, der in meinen letzten Stunden mir seinen wohlthä-

tigen Beistand nicht versagt, schreibe ich dieses aufrichtige Bekenntniß nieder, und flehe ihn an, um Gottes Barmherzigkeit, sich meiner Bernhardine zu erbarmen, so wie des Himmels ewiger Fluch ihn treffen wird, wenn er die traurige Lage des unglücklichen Mädchens zu ihrem Verderben benutzen würde.»

Die Durchlesung dieses Blattes hatte tiefen Eindruck auf Rithogar gemacht, er beschloß Vaterstelle bei dem armen Mädchen zu vertreten. Allmählich hatte sich Bernhardine von ihrer Verwunderung wieder erholt. Rithogar hatte für weibliche Kleidung und eine Dienerin gesorgt.

Sie sahen sich nun zwar nicht seltener wie ehemals, aber ein ganz anderer Ton herrschte nun zwischen Beiden; eine gewisse Zurückhaltung hatte sich ihrer bemächtiget. Doch war dadurch jene Vertraulichkeit, welche ehemals

zwischen ihnen herrschte, nicht gestört, sondern nur in einem höheren Grade verfeinert.

Stundenlange saßen sie beisammen, sich im freundschaftlichen Gespräch, oder durch Gesang und Lautenspiel unterhaltend, oder sie luſtwandelten in den die Burg umgebenden angenehmen Auen, ja Rithogar vermied sogar seine zahlreichen Besuche bei seinen Freunden, indem er sich nirgends so gut unterhielt, als bei Bernhardinen.

So wie sich nun das goldene Band der Freundschaft immer enger um ihre Herzen zusammenzog, so mußte dadurch auch bald der Keim der Liebe sich immer mehr und mehr entwickeln, und bald zur völligen Reife gedeihen. Rithogar gestand sich, daß er an Bernhardinens Seite seine glücklichsten Tage durchleben könne, er sah es gut ein, daß auch er ihr nicht ganz gleichgiltig geblieben sei, und beschloß

endlich diesen ihm lästig werdenden Zurückhaltungen ein Ende zu machen.

Sobald daher eine schickliche Gelegenheit sich ergab, trug er ihr frei und offen seine Hand an, indem er sie versicherte, daß er seine guten Gesinnungen gegen sie nie ändern werde. Er hatte nicht unrecht geurtheilt, daß er ihr nicht gleichgültig geblieben sei. Hohe Röthe überflammte die Wangen des Mädchens, und endlich ward auch ihm das Geständniß der reinsten Gegenliebe.

Nun gewann die Lage der Dinge auf Gutenstein eine ganz andere Gestalt. Alles mußte zur Bequemlichkeit und Bedienung der neuen Burgfrau eingerichtet werden, und der glückliche Rithogar beschloß die Vermählung mit all der Pracht zu feiern, welche ihm vermöge seines Reichthumes zukam.

Er selbst nahm auf einige Tage von Bernhardinen Abschied, um seine liebsten Freunde und Nachbarn zur Vermählungsfeier einzuladen.

Viertes Kapitel.

Schauerliche Wanderung.

Bernhardine, welche seit Rithogars Entfernung die lange Weile quälte, beschäftigte sich nun damit, die ganze Burg genau zu durchsehen, um wo möglich noch irgend einige Anordnungen zur größeren Bequemlichkeit zu treffen. Der Vogt leitete sie durch alle Gänge und Gemächer.

Endlich kamen sie im Hintertheile der Burg an eine mit Riegeln und Schlössern wohlverwahrte eiserne Thüre, welche der Vogt absichtlich vorübergehen wollte. Mit Befremden betrachtete Bernhardine die Thüre, und das auf selber angebrachte Wappen, welches jedoch durch die Hand der Zeit ganz unkenntlich gemacht worden war.

Sie verlangte von dem Vogte zu wissen, wohin diese Thüre führe. »In einen alten Familiensaal,« war die Antwort; »ich bin nun schon sechzig Jahre hier in Diensten, und noch nie wurde sie geöffnet.«

»Und weißt du mir auch keine Ursache davon anzugeben?«

»Nein, nur eine alte Sage hat sich erhalten, daß hier einst eine ungeheuere Gräuelthat verübt worden sei, und die Urmutter des Rit-

tergeschlechtes auf Gutenstein hier ihr gespenstiges Unwesen treibe, darum rathe ich euch, edles Fräulein, euch von hier sobald als möglich zu entfernen; denn absichtlich wird von allen Schloßbewohnern diese verrufene Gegend vermieden.»

Bernhardine lächelte über die ängstliche Besorgniß des Alten, und gerade durch diese war ihre Neugierde noch mehr rege gemacht, sie bestand daher darauf, die Pforte zu öffnen. Der Vogt sah wohl ein, daß hier Widerspruch wenig frommen würde; mit zitternden Händen öffnete er Schloß und Riegel, bedingte sich aber im Vorhinein, daß er selbst die Halle nicht betreten dürfe.

Jetzt knarrten die eisernen Flügel in ihren Angeln, und Bernhardine trat in einen großen Saal, welchen die Sonne durch die ganz verwitterten und mit Kruste überzogenen Fenster-

scheiben nur matt beleuchten konnte. Ehemals mochte wohl dieser Saal zu einem der vorzüglichsten Wohnorte gehört haben, und prächtig eingerichtet gewesen seyn, wie man noch aus den halbzerrissen herabhängenden Tapeten abnehmen konnte.

Ringsum aber hingen noch die Bildnisse der Ahnen in Lebensgröße und mit grellen Farben gemahlt, übrigens war aber kein anderer Aus- und Eingang bemerkbar.

Bernhardine unterhielt sich damit, die Bildnisse zu betrachten. Vor allen aber fiel ihr das einer Matrone auf, welche ganz einfach in ein braunes Hausgewand gekleidet, einen großen Bund Schlüssel im Vortuche, vor einem Spinnrocken saß. Tiefe Traurigkeit war auf dem Gesichte der Alten ausgebreitet, und doch hatten ihre Züge so etwas Gutes und An-

genehmes in sich, daß man sie nicht ohne herzliche Theilnahme betrachten konnte.

Lange stand Bernhardine vor dem Bilde. »O du Arme,« sprach sie, »deine Züge zeigen deutlich, wie viel du des Jammers magst erduldet haben, und dennoch leuchtet Frömmigkeit und Herzensgüte aus deinen Augen, wenn ich doch deine näheren Schicksale wüßte, gewiß könnte ich daraus Manches zu meiner eigenen Warnung entnehmen. Solltest du vielleicht die wandernde Urmutter seyn, von welcher die Sage spricht, o dann zeige dich mir, mich würde dein Anblick nicht erschrecken, da ich mir nichts Böses bewußt bin.«

Da war es auf einmal, als ob das Gesicht der Alten sich zum sanften Lächeln verzöge, und schaudernd kehrte Bernhardine zurück.

Ganz erschöpft kam Bernhardine nach ihrem Gemache zurück, sie mußte einige Erfrischungen zu sich nehmen, um neue Kräfte zu sammeln. Als ihr Blut etwas ruhiger, ihr Geist wieder etwas gefaßter war, begann sie selbst über ihre übertriebene Furcht zu lächeln, das Lächeln des Bildes konnte nichts als eine Wirkung ihrer überspannten Einbildungskraft seyn, aber dennoch wich diese Frauengestalt nicht von ihren Sinnen; wohin sie blickte, stand das Bild der Matrone lebhaft vor ihr, und selbst als sie Abends ihre Augen zum sanften Schlummer schloß, erfüllte nur diese Gestalt unter den verschiedensten Bildern ihre Seele.

Sie war froh, als der Tag wieder anbrach, und sie sich von mehreren der Dienerschaft umgeben sah, um durch andere Gegenstände zerstreut zu werden.

Endlich gab der Thurmwächter das Zei-

chen, und bald ritt bereits mit mehreren Gästen der Burgherr ein. Zahlreich und im größten Prunke sprachen bald noch mehrere ein. Ungemein lebhaft war es nun in der Burg, und Festlichkeiten drängten sich, bis endlich der Tag der Vermählung herannahte, welcher mit dem möglichsten Pompe vollzogen wurde.

Endlich nach vielen Tagen hörten die Lustbarkeiten auf, die Gäste verloren sich, und wie nach langen brausenden Stürmen sprach wieder freundliche Ruhe und Stille in der Burg ein. Die jungen Eheleute schwebten in einem Meere von Wonne, es waren ihre glücklichsten Tage, welche sie durchlebten.

Nach einigen Monden, welche ihnen schnell, wie ein rosiger Frühlingsmorgen, entschwanden, sprachen abermals einige benachbarte Freunde ein, und brachten einen fremden Ritter mit sich, welcher erst aus Spanien ange-

kommen war, ein äußerst wohlgebildeter junger Mann; er stammte aus einem edlen Hause, aber ein Zweikampf mit einem der Lieblinge des Königs, welchen er auch tödtete, zwang ihn, sein Vaterland zu verlassen.

Er ward geächtet, und aller seiner Güter verlustig. Lange hatte er sich in Frankreich und Italien herumgetrieben, in Deutschland beschloß er endlich seine Tage hinzubringen. So unterhaltend und gebildet er war, ein so männlich schönes Aeußere ihm gegeben war, so konnte ihn doch Bernhardine nur mit einer Art von Widerwillen betrachten, schon sein ernster Anblick, der erste Blick seines schwarzen flammenden Auges erfüllte sie mit einem geheimen Schauer, dessen Grund sie sich nicht erklären konnte.

Vergebens suchte sie diese ihr selbst fremdartigen Gefühle zu bekämpfen, sie machte

sich selbst Vorwürfe hierüber, suchte ihre Empfindungen mit aller Macht zu bekämpfen, und doch blieben diese immer die nähmlichen, ja sie fühlte um so mehr Abneigung, je mehr sie bemerkte, daß sich ihr Rithogar mit immer festerer Freundschaft an ihn anschloß, ja es kam so weit, daß dieser endlich dem Don Askalados, so nannte sich der Spanier, so lange einen Aufenthalt in seinem Schlosse anbot, bis Zeit und Gelegenheit günstig seyn würden, sich selbst irgendwo anzusiedeln, ein Antrag, welcher von dem Fremden mit Freuden angenommen wurde.

Nun waren aber auch für Bernhardine die frohen Abende entschwunden, welche sie sonst in traulichen Gesprächen an ihres Rithogars Seite hingebracht hatte; indem sich liebende Eheleute doch so viel und mancherlei zu sagen haben, wobei das Ohr eines Dritten überflüssig ist, doch hatte sie ihren Gat-

ten zu lieb, um ihm auch nur im geringsten ihren geheimen Widerwillen merken zu lassen; so strichen mehrere Monate dahin, und immer enger hatte sich das Band der Freundschaft um die Herzen der beiden Ritter geschlossen.

Da erhielt Rithogar von mehreren seiner Freunde eine Aufforderung, ihnen mit seiner ganzen Macht beizustehen, indem sie in eine harte Fehde verwickelt worden seyen, einer Auffvrderung, welcher er als Ritter und Freund unmöglich widerstehen konnte.

Mit der größten Thätigkeit wurden nun alle Kriegsrüstungen betrieben, denn eine nicht unbedeutende Schaar wackerer Kämpfer wollte er seinen Freunden zuführen, bei den damaligen so gefahrvollen Zeiten aber auch die Burg nicht ohne hinreichende Sicherheit zurücklassen.

Es war nun das erste Mal, daß Bern=

hardinen eine Trennung von ihrem Rithogar bevorstand, wo sie zugleich wußte, daß er drohenden Gefahren entgegen schreite; nur mit der äußersten Mühe konnte sie ihren inneren Kummer unterdrücken, und doch forderte dieß damals die weibliche Sitte auf das strengste. Wie groß aber war ihr Staunen, ja so zu sagen ihr Schrecken, als sie vernahm, daß ihr Gatte dem widerwärtigen Askalado während seiner Abwesenheit, welche sich auch ohne bedeutenden Unfall leicht mehrere Monate lang verzögern könnte, die Obsorge der Burg anvertraut habe. Widersprechen konnte sie nicht, aber doch deutlich voraussehen, daß sie nun unweigerlich mit ihm in nähere Berührung komme, manche Stunden in seiner ihr so lästigen Gesellschaft hinbringen müsse.

Diese Gedanken entlockten ihr manchen schweren Seufzer ins Geheim, und doch konn-

te ihre trugloſe Seele noch nicht im geringſten ahnen, welche ſchwarzen Wolken des Unglückes ſich bereits über ihrem Haupte zuſammenhäuften.

Die Stunde des Abſchiedes war herangerückt, nur mit der äußerſten Mühe konnte ſie ihre Thränen zurück drücken, mit einem herzlichen Kuſſe nahm Rithogar von ihr Abſchied, empfahl ſie noch einmal dem Schutze ſeines Freundes Aſkalados, ſchwang ſich in den Sattel, und unter dem luſtigen Schmettern der Trompeten, und einem dazu paſſenden Kriegsliede der Knechte ging der Zug über die unter gewaltigem Hufſchlage erbebende Brücke.

Bernhardine aber, ſobald ſie vom Söller aus die Fortziehenden nicht mehr ſehen konnte, eilte in die Burgkapelle, um dort für ihren Gemahl den Segen des Himmels zu erflehen,

dann aber verschloß sie sich in ihr Gemach, wozu ihr die Trauer des Abschiedes den schönsten Vorwand gab. Hier überließ sie sich nun ganz ihren Gedanken, und in der Reihe derselben erwachte die Rückerinnerung an die sogenannte Urmutter von Gutenstein in ihr, deren ehrwürdige Matronengestalt ihr bisher weit weniger lebhaft vorgeschwebt war.

Endlich hatten sich die Schatten der Nacht tief auf die Erde gelagert. Askalados hatte die ganze Zeit über zugebracht, die Festungswerke genau zu untersuchen, und alle Anordnungen zu treffen, um bei irgend einem feindlichen Ereignisse die schnellste Vertheidigung den Feinden entgegen stellen zu können. Nun aber hatte bald der Schlaf seine Herrschaft hier ausgebreitet.

Fünftes Kapitel.

Die Urmutter.

Auch Bernhardine hatte sich endlich zur Ruhe begeben, und bald schloß sanfter, erquickender Schlummer ihre Augen, welcher anhaltend bis gegen Mitternacht dauerte. Da war ihr plötzlich, als ob sie mit sanfter Gewalt emporgerüttelt würde. Sie richtete sich auf, spiegelhell blickte die Mondenkugel durch die Fenster und versichtbarte die Gegenstände umher.

Da saß ihrem Lager gegenüber die Urmutter in ihrem braunen Hausgewande, mit dem Bunde Schlüssel in der Schürze, so wie sie im Bildersaale abgemalen war, und sah ihr mit wehmüthig lächelndem Blicke entgegen.

Kalter Schauer durchzuckte Bernhardinens Gebeine, doch bald sammelte sie sich wieder, denn das sanfte, gutmüthige Gesicht der Alten wußte Bangigkeit zu verbannen.

»Also war es doch nicht bloße Täuschung meiner Fantasie, sprach sie, »ehrwürdige Matrone, als dein Bild mir entgegen zu lächeln schien? Wie oft habe ich an dich gedacht, und eine innere Stimme schien mir zu sagen, du seist ein Wesen ganz anderer Art, doch nur zu den frommen kannst du gehören, denn dieser herzliche Blick kann nur guten Geistern eigen seyn. O mache mich mit dir näher bekannt, und wenn du vielleicht zu einem

harten Looſe beſtimmt biſt, und ich zu deiner Ruhe etwas beitragen kann, o ſo ſprich, und wenn es mein Leben gelten ſollte, ſo will ich es dir ja ſo gerne und willig opfern; o ſprich deutlicher, wer biſt du?

»Gute Bernhardine,« erwiederte jetzt die Alte mit zwar matter, doch ſehr ſanfter Stimme, »wie du zum erſten Male mein Bild ſahſt, haſt du Zutrauen zu mir gefaßt; mir entging keines deiner Worte, keiner deiner Gedanken, und hohe Freude erfüllte mich.

Doch gehörteſt du damals noch nicht zu der Familie von Gutenſtein, und mir war alſo auch noch nicht gegönnt, dir ſichtbar zu werden. Ja, wiſſe, ich bin die Urmutter des Gutenſteiniſchen Hauſes. Ein ſchweres Schickſal liegt auf mir, und nur dann erſt, wenn eine Leidensgefährtin aus meinem Geſchlechte, fromm und unſchuldig, wie ich war, ein glei-

ches Schicksal mit mir theilt, wenn sie des Lebens Mühseligkeiten, des Unglücks Stürme bis zur gänzlichen Erschöpfung erduldet hat, und dennoch treu blieb ihren Schwüren der Liebe und Treue gegen ihren bösesten Verfolger, dann erst wird sie im vollen Maße ernten den Lohn ihrer Tugend, und mir werden die Pforten der ewigen Ruhe sich öffnen, welche mir verschlossen blieben, indem ich, obwohl schuldlos, im höchsten Grade der Verzweiflung endete.

Doch wie? schon scheinet aus Osten ein leiser Morgenhauch zu wehen, und mir ist nicht länger mehr vergönnt, in deiner Nähe zu verweilen, da ich dir aber verhießen habe, dich mit meinen Schicksalen näher bekannt zu machen, so begib dich morgen in den Saal, in welchem die Bildnisse der Ahnen dieses Hauses aufgestellt sind, und wo du auch das meine erblicket; unter dem Fußgestelle desselben wirst

du eine Pergamentrolle finden, welche dir näheren Aufschluß geben wird.

Gebe Gott, daß er dein Herz mit jener Standhaftigkeit erfülle, welche mich von dir die so lange entbehrte endliche Ruhe hoffen läßt.»

Mit diesen Worten löste sich die Gestalt in einen leichten Nebel auf, dunkle Wolken umzogen die Mondenkugel, das Gemach war in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und über Bernhardinens Augen zog sich wieder ein fester, durch kein Traumbild mehr unterbrochener Schlummer.

Als sie am folgenden Tage sich ermunterte, war nun freilich das gehabte Nachtbild wieder das Erste, was sich ihren wachgewordenen Sinnen eindrückte. Lange lag sie nachsinnend, und war schon ganz im Begriffe, alles für ein

lebhaftes Traumbild zu halten, als aber später der Vogt Geschäfte halber eintrat, und im Gespräche bemerkte, daß wohl im Hause bald eine große Veränderung vor sich gehen möchte, weil man in der verflossenen Mitternacht ein gewaltiges Rumoren im alten verschlossenen Rittersaale vernommen, und einer der Wächter auf dem Gange soll die berüchtigte Urmutter vorüberschwebend erblickt haben, worüber er bald vor Schreck wie todt zusammengesunken wäre, da benahm dieß aufs Neue Bernhardinens Unglauben, und sie zweifelte nicht mehr an der Wahrheit der Erscheinung.

Nun war sie mit sich selbst im heftigen Kampfe, ob sie denn auch den Auftrag der geistigen Matrone befolgen, und den verrufenen Rittersaal wieder betreten solle; ein Gang, vor welchem ihr wahrhaftig zu grauen begann. Sie fing endlich an, sich Vorwürfe über ihre Zaghaftigkeit zu machen, indem sie doch Muth ge-

nug hatte, die Erscheinung des Geistes selbst zu ertragen, und nun vor den ledigen Ahnenbildern zurückschaudern wolle.

So sich selbst ermuthigend, beschloß sie endlich den Gang zu wagen; sie forderte von dem Vogte die Schlüssel, welcher sie freilich mit großen Augen anstarrte, doch aber endlich ihrem Befehle gehorchte.

Mit einer Art Selbstüberwindung schritt sie nun dem Saale zu; Schlösser und Riegel wichen, und die ungeheure Halle nahm sie in ihrem Schatten auf; denn durch die gehäuften Nebelwolken konnten die Strahlen der Sonne nicht durchdringen.

Mit scheuem Schritte nahte sie sich dem obersten Ende des Saales, in welchem das verhängnißvolle Bild aufgestellt war; sie wagte keinen Blick empor zu heben, aber am Fußge-

ſtelle des Bildes bemerkte ſie einen kleinen metallenen Ring, ſie zog an dieſem, ein Schuber öffnete ſich, und zeigte eine mit einem ſchwarzen Bande zuſammengebundene Pergamentrolle; haſtig griff ſie nach dieſer, und ſchob die Lade wieder hinein.

Da war es nicht anders, als ob ringsum Geiſtergeliſpel ſie umflüſtere, welches bis an das hohe Gewölbe hinaufzukräuſeln ſchien. Jetzt bemächtigte ſich unwiderſtehliche Aengſtlichkeit ihrer, mit verdoppelten Schritten eilte ſie an den Ausgang des Saales, verſchloß ſo ſchnell wie möglich die eiſerne Thüre, und eilte ihrem Gemache zu, wo ſie ſich erſchöpft auf ihr Ruhebett warf.

Wie ſie endlich ſich erholt hatte, verbot ſie jedem der Diener Zutritt zu ihr, indem ſie allein zu ſeyn verlange, entfaltete die Rolle, und las:

»Wer du auch bist, welche vom Verhängnisse ausersehen zu seyn scheinet, diese Rolle zu lesen, und auf die ich schon Jahrhunderte hindurch warte und mit Sehnsucht hoffe, daß du vielleicht meine Leiden enden werdest; ja du sollst näher mit meinem harten und traurigen Schicksale bekannt werden.

Ach wie sehr bedaure ich dich, wenn du die Bahn betreten solltest, welche zu meiner Erlösung führet, des Unglücks finstere Stürme werden schrecklich dich umbrausen, und Jammer und Elend werden dich in den scheuslichsten Gestalten anstarren; nur der feste Glaube an Gottes Vorsehung, nur deine unerschütterliche Tugend werden der diamantene Schild seyn, von welchem die Pfeile des Unglückes zurückprallen; dann aber werden auch die steinigen Pfade des mühsam durchwanderten Lebens sich ebnen, und da, wo nur finstere Abgründe dir

entgegengähnten, werden sich die Rosengefilde der Freude dir öffnen.

Beate war mein Name, fromm mein Gemüth, wie schon dieser selbst es bezeichnet. Aus einem der edelsten Geschlechter entsprossen, verlebte ich in ungetrübter Heiterkeit meine Tage im Hause meiner Aeltern, doch war es nie mein Vergnügen, an den Festen Theil zu nehmen, welche so häufig bei uns vorfielen; stille Einsamkeit zog ich jedem Geräusche der Welt vor; vergebens tadelten mich oft meine Aeltern, und nur gezwungen nahm ich oft Theil an den glänzenden Banketten.

Meine liebste Beschäftigung war die Pflege meiner Blumen und das Spiel auf meiner Laute. Auch habe ich mir es zum Geschäfte gemacht, fromme Pilger, welche bei der bekannten Wohlthätigkeit meines Vaters häufig bei uns einsprachen, selbst zu bewirthen, wo ich

oft stundenlange ihren Erzählungen zuhörte, um mir daraus weise Verhaltungsregeln zu entnehmen.

So wuchs ich allmählig zur blühenden Jungfrau heran, und mein Vater begann auf eine schickliche Vermählung zu sinnen, obwohl ich nur mit Schaudern daran dachte, das Vaterhaus zu verlassen, obwohl es mir noch gar nicht in den Sinn kam, unter den vielen stattlichen Männern, welche uns immer besuchten, auch nur einen zu finden, gegen den mein Herz mehr als gleichgültig seyn könnte.

Einer der nächsten unserer Nachbarn war einer der ehemaligen Fehdegenossen meines Vaters, ein angesehener biederer Ritter. Er hatte einen Sohn, Guido genannt, welcher in fernen Landen sich durch ritterliche Thaten so auszeichnete, daß von diesen, so wie von

seiner herrlichen Leibesgestalt nicht Rühmens genug gemacht werden konnte, mich aber quälte die Neugierde wenig, obschon man mit jedem Tage seine Zurückkunft erwartete.

Endlich erschien er mit seinem Vater bei uns, als ich eben im traulichen Kreise der Meinigen die Laute spielte. Wie sehr staunte ich, als ich diesen Guido eintreten sah, in ihm fand ich das kühnste Ideal übertroffen, welches ich mir jemals von männlicher Schönheit machte.

Gleich einem Heros der Vorzeit stand er vor mir, und selbst sein in der Fremde angewohntes höfisches Benehmen war so enge mit der angebornen deutschen Biederkeit verschmolzen, daß man ihn nur mit Vergnügen betrachten konnte. Wozu sollte ich es läugnen, schon seine erste Zusammenkunft hatte Gefühle in mir rege gemacht, welche mir bisher fremd

geblieben waren, als ich aber vernahm, daß die Aeltern uns für einander bestimmt hatten, da gingen diese Gefühle bald in die heftigste Liebe über, und auch er schien das trefflichste Behagen in mir zu finden.

Zwar bemerkte ich manchmal ein aufbrausendes und oft hartherziges Benehmen an ihm, aber wie leicht ist Liebe zu täuschen, und wie leicht verspricht sich jedes Mädchen an dem Manne, den es liebt, manches Ungebührliche in seinem Charakter, durch ihre Liebe und Sanftmuth abzuschleifen.

Unsere Aeltern waren bald so wie unsere Herzen einig, die Anstalten zu unserer Verlobung wurden getroffen, und so schwer es mir ankam, von Vater und Mutter mich zu trennen, so folgte ich gerne dem Geliebten nach seiner Burg. Ich war in die glücklichsten Tage meines Lebens eingetreten.

So strich ein Jahr in der höchsten irdischen Glückseligkeit des Menschen vorüber, aber leider bemerkte ich nur bald, daß der Charakter meines Gatten sich außerordentlich ändere; er ward rauh, stürmisch, die frohen Tage, welche wir in unserer Liebe durchlebten, waren mit düsteren Nebelwolken umschleiert, er fand nicht mehr Behagen an unsern einsamen zärtlichen Nebenstunden; ganze Tage und Nächte schwärmte er in den Forsten umher, oder sammelte Zechbrüder um sich her, wo er sich nicht selten dem Trunke bis zur Unmäßigkeit ergab.

Was ich ins Geheim dabei litt, läßt sich nicht sagen; alle meine Bemühungen waren fruchtlos, und dennoch hing mein Herz mit immer gleicher Zärtlichkeit an ihm.

Plötzlich erschien der mächtige Heeresruf des Kaisers, welcher alle Edle des Landes

aufforderte, ihn auf seinem Heereszuge nach Italien zu begleiten. Mein Guido konnte sich der Folge nicht erwehren, ja er schien vielmehr froh zu seyn, Gelegenheit gefunden zu haben, sich außer der Heimath wieder einem freieren, ungebundeneren Leben überlassen zu können.

Mit der größten Thätigkeit wurden die Zurüstungen betrieben, und im Geiste schon mehr in fremden Lande, als in der Heimath, war sein Abschied bei weitem nicht so zärtlich, als mein liebendes Herz es erwartet hatte.

Nun war ich allein und konnte meinen Thränen über mein entflohenes Erdenglück nun wieder freien Lauf lassen.

Der Feldzug in Italien war glücklich. Heldenthaten krönten mit neuen Lorbeern die Stirne meines Gatten, jede dieser Sieges-

nachrichten erfüllten mit größter Wonne mein Herz, aber allmählich wurde sein Schreiben seltner; dieß ängstigte mich, ich ahndete Unglück, und sandte einen vertrauten Bothen nach Italien; dieser traf meinen Guido in Venedig, aber ach, wie schrecklich war die Nachricht, welche ich erfuhr, er hatte sein Herz einer Buhlerin zugewendet; ich hatte meinen Guido verloren.

Er selbst kam endlich mit der Verworfenen zurück nach der Burg, und stellte sie mir als seine innigste Freundin vor, ohne welche er nicht mehr leben könne, und erwarte von meinem Edelmuthe, ihm in seinem Glücke nicht hinderlich zu seyn.

Unerhört war die Kränkung, welche ich dadurch litt, aber dennoch vermochte sie meine Liebe nicht aufzuwiegen. Selbst als ich sah, mit welcher Zärtlichkeit er an ihr hing,

als sie anfing, die gebiethende Frau im Schlosse zu spielen, als bald die feile Dienerschaft sich nach dem Beispiele des Herrn richtete, und ich gleichsam nur als Nebenperson im Hause betrachtet wurde, da blieb mir nichts übrig, als Gott um Stärkung in meinen Leiden zu bitten und in frommer Duldung das harte Loos zu ertragen, welches der Wille des Schicksals über mich verhängt hatte.

Die Burgkapelle und mein Gemach waren nun die einzigen Orte, wo ich verweilte, und stets ungestört meinen Thränen freien Lauf ließ. Und doch konnte dieses mein stilles Leiden mir das Herz meines Gatten nicht mehr zuwenden; da gewann meine Nebenbuhlerin immer mehr Vorzug, und ließ mich ihre Uebermacht fühlen.

Doch all dieß mein frommes Dulden, die unsäglichen Leiden, welche ich im Stillen

duldete, und die nur zu sehr in meinem Gesichte abgedrückt waren, vermochten nicht, ihre Herzen zu rühren; ich war das größte Hinderniß ihres Glückes, und bald fand sich Gelegenheit, diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen.

In meiner Jugend hatte ich mir über die wundersamen Wirkungen der verschiedenen Heilpflanzen ausgebreitete Kenntnisse erworben. Nun benützte ich diese zum Wohle mehrerer erkrankter Unterthanen. Es war meine liebste Beschäftigung, in ihre Hütten mich zu begeben, und ihnen dort durch Arzenei und Trost Hilfe zu reichen.

Eine bösartige Krankheit griff um sich, ringsum fielen ihr zahlreiche Opfer anheim; von meinen Unterthanen ward keiner eine Beute der Verheerung. Dieß mußte Aufsehen erregen, mehrere bewunderten mich als ein

mit überirdischen Gaben ausgerüstetes Wesen, aber Neid und Bosheit spitzten ihre giftigen Zungen, und ich ward beschuldiget, mit bösen Zaubermitteln mein Unwesen zu treiben.

Immer größer ist die Zahl der Bösen, als die der Guten, man begann mich mit Scheu zu betrachten, und meine Nebenbuhlerin hätte keinen besseren Vorwand finden können, sich meiner zu entledigen. Mein Verderben war beschlossen, unter dem Vorwande, dem peinlichen Halsgerichte und dem Feuertode entrissen zu werden, ward mein Tod im Stillen beschlossen, doch auch dieser sollte vor allen ein Geheimniß bleiben.

Ruhig schlief ich einst in meinem Zimmer, da traten vier vermummte Kerls herein, und gebothen mir mit gezücktem Dolche augenblicklich zu folgen. Ich wollte um Hilfe rufen, aber man verstopfte mir den Mund, warf

mir ein Tuch über die Augen, und so ward ich von starken Händen fortgeschleppt.

Wohin, wußte ich nicht. Bald stieß man mich in ein feuchtes Gewölbe, und ich hörte deutlich, wie man sich bemühte, Steine einzumauern; ich erlag den Schrecken, welche mich umgaben, und sank ohne Bewußtseyn dahin. Wie ich mich wieder ermannte, fand ich mich von undurchdringlicher Finsterniß umgeben, in einem engen Behältnisse, in welchem ich mich kaum regen konnte.

O Gott! ich war nun lebendig eingemauert. Aber statt im frommen Vertrauen auf die Hilfe eines ewigen Richters zu hoffen, ergriff mich Wuth und Verzweiflung, und selbst mein letzter Athemzug war noch ein schrecklicher Fluch über meine Mörder. So endete ohne meine bishrige fromme Duldung, ohne christliche Hingebung in mein Schicksal

mein Daseyn, und verschloß mir so selbst die Pforten der ewigen Ruhe, bis der Spruch des gerechten Richters erfüllt seyn wird.

Ach! Jahrhunderte sind seit dem verflossen, und vergebens sehne ich mich nach jenem glücklichen Geschöpfe, dem es durch seine Tugend gelingen wird, meine namenlosen Leiden zu enden. O möchte dich, die du dieses lieseſt, dein Schutzgeist leiten, denn groß wird dein Lohn und groß meine Glückseligkeit seyn.

Mit der innigsten Theilnahme hatte Bernhardine diese Schrift durchlesen. Banges Vorgefühl durchbebte ihr Herz, daß wohl auch ihr noch große Leiden bevorstehen können, und sie beschloß mit sanfter Duldung alles zu ertragen, was das Schicksal über sie beschlossen haben möge. Die Rolle aber

verschloß sie sorgfältig, denn niemand sollte die Verbindung ahnden, welche sie eingegangen zu haben schien mit der geistigen Urmutter.

Sechstes Kapitel.

Die Stürme erheben sich.

Wie duldsam hätte Bernhardine die Abwesenheit ihres Gatten ertragen, und sich in ihren häuslichen Beschäftigungen Zerstreuung gesucht, wenn nur nicht Askalados sie so unaufhörlich mit seiner Gegenwart verfolgt hätte. Allmählich aber begann er zudringlicher zu werden, nur zu leicht bemerk-

te Bernhardine, was in seinem Innern vorgehe, und konnte ihn nur mit Verachtung betrachten, als er aber immer zudringlicher wurde, als ihre Zurechtweisung nicht im Geringsten fruchten wollte, da schwur sie, die nächste Gelegenheit zu ergreifen, um über die Aufrichtigkeit seines Freundes dem Gemahle die Augen zu öffnen.

Seit diesem Augenblicke zog sich Askalados ganz zurück, aber wenn er schon mit Bernhardinen sprechen mußte, so ruhte sein Auge mit einem Ausdrucke auf ihr, welcher nur zu deutlich die tiefe, im Innern verschlossene Wuth ausdrückte. Am meisten unterhielt er sich mit einem in der Burg angestellten Rottenführer, welchem seiner widerlichen Gestalt wegen Bernhardine nie sonderlich gewogen war, und über dessen unfreundliches und halsstarriges Benehmen der redliche Burgvogt schon manche Klage geführt

hatte. Oft stundenlang waren diese in anhaltendem eifrigen Gespräche mitsammen begriffen, und immer brachen sie schnell ab, wenn ein Dritter sich von ungefähr nahte.

Am auffallendsten war es Bernhardinen, daß nun auf einmal die Nachrichten von ihrem Rithogar ausblieben, da er doch sonst so oft Bothen über seine Kriegsunternehmungen sandte, zwar brachten oft Reisige Schreiben, aber immer waren sie, wie Askalados sagte, an ihn von einigen Freunden gesendet.

Plötzlich bedeutete dieser der Burgfrau, daß ein wichtiges Geschäft ihn nöthige, sich auf einige Tage zu entfernen, er übertrug dem Vogte die einstweilige Obsorge der Burg, und nahm den verdächtigen Rottenführer mit sich. Bernhardine war froh, seiner Gegenwart enthoben zu seyn, ach sie

ahndete nicht, welchen verderblichen Weg der Bösewicht einschlage.

Mehrere Nachrichten hatte Rithogar an seine Bernhardine gesendet, aber diese wurden eben so, wie deren Briefe, von dem Spanier unterschlagen. Jetzt sandte jener die Nachricht, daß er in einem hartnäckigen Gefechte bedeutend verwundet worden sei, und sich zur Pflege auf der Burg Röthelstein bei einem seiner Freunde befinde.

Dahin nahm Askalados seinen Weg, und wurde von dem dort darnieder liegenden Rithogar mit Freuden empfangen, welcher natürlich die zärtlichste Theilnahme an dem Schicksale seines Freundes nahm, und sich, da daheim alles in der besten Ordnung war, antrug, dem verwundeten Freunde durch einige Tage Gesellschaft zu leisten.

Ein so gewandter Mann, wie Askalados,

war überall ein angenehmer Gast, daher man ihn auch auf Röthelstein gerne sah, aber Rithogarn entging es nicht, daß die Brust seines Freundes von tiefer Schwermuth umlagert sei. Anhaltend weigerte sich dieser, es zu gestehen, und dennoch drängten sich stets tiefe Seufzer aus dem schwellenden Busen, endlich drang dieser mit Gewalt in ihn, und nun brachte der rachesüchtige Spanier das schändlichste Gewebe von Lügen vor.

Er beschuldigte Bernhardinen der schändlichsten Untreue und Buhlschaft mit einem gemeinen Knappen, er wies aufgefangene Briefe vor, welche sie an ihren Buhlen geschrieben habe, und der Rottenführer bestätigte alles mit einem Eide.

Man kann sich denken, daß Rithogars Wuth im höchsten Grade entflammt war. Nichts schmerzt so sehr, als verschmähte Lie-

be, nichts ſtachelt ſo ſehr zur bitterſten Rache auf, als die Untreue des geliebten Gegenſtandes. Aſkalados wußte immer noch mehr das hoch emporlodernde Feuer anzuſchürren, er glich dem Sturme, welcher mit ungeheurer Gewalt die gefräßige Flamme immer weiter verbreitet, und bald war Bernhardinens Tod beſchloſſen.

»Ich will meine Burg nicht mehr betreten,« rief er, ſo lange dieſes Ungeheuer noch athmet, ich fühle mich zu erhaben, ihr ſelbſt das Todesurtheil anzukündigen, dir, mein Freund Aſkalados, übertrage ich das Geſchäft der Rache, fördere dich, daß nicht noch länger dieſes Ungeheuer die Luft um ſich her verpeſte, vertilge ſie von der Erde, doch ſei vorſichtig, ihr Blut darf nicht fließen vor den Augen der Welt. Meines eigenen guten Leumundes wegen darf die Schande der Verbrecherin nicht bekannt werden. Vernichte ſie,

aber niemand soll wissen, wo sie hingekommen und geblieben sei.«

Mit der Freude eines Satans übernahm Askalados diesen Auftrag. Er trennte sich, und glaubte nicht schnell genug nach Gutenstein zu kommen, um das Opfer seiner teuflischen Rachesucht zu fällen.

Die arme Bernhardine ahnete nichts von der Schreckensscene, welche ihr bevorstand. Ruhig befand sie sich auf ihrem Lager; und angenehme Träume von der baldigen Zurückkunft ihres geliebten Rithogars umgaukelten sie, da fühlte sie sich plötzlich unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, erschrocken fuhr sie empor, und kalter Schauer durchrieselte ihre Gebeine, als sie von vier verlarvten Männern sich plötzlich ergriffen und emporgerissen fühlte. Man warf ihr ein Tuch um den Kopf, damit sie nicht schreien konnte, und rasch ging

es fort durch die Burggänge, in welchen allgemeine Todesstille herrschte.

Jetzt stieß man sie in ein kleines Gewölbe. »Lebendig eingemauert sei sie auf immer für die Welt verloren,« rief eine Stimme, es dünkte ihr, als ob sie das Arbeiten von Maurer-Leuten vernähme, aber mehr konnte sie nicht unterscheiden, denn ihre Sinne und Kräfte ließen nach, und sie sank in Ohnmacht dahin.

Endlich erwachte sie zum neuen Leben wieder, aber es bedurfte lange, ehe sie ihre Besinnungskraft wieder sammeln konnte. Jetzt aber stand die erlebte Begebenheit in der schauerlichsten Gestalt vor ihr; sie raffte sich auf, griff in der undurchdringlichen Nacht, welche sie umgab, um sich her, aber nichts als kalte Mauern berührten ihre Hände.

Die eingepreßte Luft beengte ihre Brust,

daß sie kaum athmen konnte, und bald war es ihr zur schrecklichsten Gewißheit, daß sie lebendig eingemauert worden sei. Verzweiflung drohte sich ihrer Seele zu bemeistern, aber bald waren ihre Kräfte in diesem endlosen Jammer erschöpft, sie sank in Trostlosigkeit und Betäubung dahin; sie fühlte es, daß in dem engen, luftleeren Raume ihr Lebensende bald herannahen werde.

In diesen schrecklichen Augenblicken schwebte das Bild der gespenstigen Urmutter vor ihren Augen, welcher ein gleiches, entsetzliches Loos zu Theil geworden war, und sie flehte zum Himmel, ihr nur so viele Kraft zu verleihen, daß sie nicht wie jene in Verzweiflung enden müsse.

So lag sie im dumpfen stillen Dahinbrüten, ihr Geist gehörte schon mehr in jene Welt, als in dieses Thal des Elendes, da ward ihr plötzlich nicht anders, als ob ein

leises Geräusch sie vernähme, und eine seltene Dämmerlichte umgab sie.

Matt richtete sie ihr Haupt empor, und urplötzlich stand die Gestalt der wandernden Urmutter vor ihr, und betrachtete sie mit wehmüthigen Blicken.

»Arme Unglückliche,« sprach sie, »dir ward gleiches Loos mit mir beschieden, und du leidest so unschuldig wie ich.«

»Dieß ist mein Trost, daß ich bald und ohne inneren Vorwurf vor dem ewigen Richter erscheinen werde; ach! wie kömmt es denn, daß solch ein gräßliches Schicksal mir zu Theil ward. Wer, ach! wer war denn der Urheber dieser namenlosen Leiden?«

»Soll ich dir ihn nennen, damit Verzweiflung mit ihren Krallenfingern dich umklammere?«

»O! nenne ihn, ich fühle Kraft in mir, auch das Schrecklichſte zu vernehmen, und ſelbſt wenn mein Herz mit den Banden der Liebe an ihn gebunden wäre, ich würde ihm nicht fluchen. Mein letzter Seufzer ſoll noch ein Gebet ſeyn, daß Gott ihm dieſes ſchwere Verbrechen verzeihen möge.«

»Baue nicht zu viel auf deine Standhaftigkeit; ein Wort von mir, und ſie iſt ſchauerlich vernichtet; doch ja, erfahren mußt du es, damit du noch in dieſer Welt einſehen kannſt, wie weit es menſchliche Bosheit zu bringen vermag. Wiſſe alſo, der Urheber deines Unglückes iſt Aſkalados. Rache verſchmähter Liebe hat dich in dieſes Elend geſtürzt, aber nur zu ſchnell ließ dein Gatte ſich zur Grauſamkeit verleiten, denn aus ſeinem Munde kam dein Todesurtheil.«

»Gerechter Gott!« rief Bernhardine, und

rang jammernd ihre Hände. »Rithogar! mein Rithogar! o schrecklich, schrecklich; doch nein, nein, ich fluche dir nicht, du armer Verblendeter, nur zu früh wird bittere Reue dein Herz ergreifen, doch verzweifle nicht, deine Bernhardine wird vor Gottes Richterstuhl bitten, daß er dir verzeihe, so wie sie dir in ihren letzten Augenblicken verziehen hat.«

Mehr vermochte sie nicht zu sprechen, eine Ohnmacht wandelte sie an, und sie sank in dem Uebermaße ihrer Leiden betäubt zu Boden.

Siebentes Kapitel.

Kriegerische Scenen.

Rithogar genas von seiner Wunde, die Fehde seiner Freunde war zu deren Vortheil beendiget, und seine eigenen Angelegenheiten erforderten die Rückkehr nach seiner Veste.

Aber welch ein Ritt war dieß nach seiner Heimath; statt mit Sieg gekrönt, und

froh über die erlangte Wiedergenesung, nach dem Vaterhause zu eilen, und dort der entgegenkommenden liebenden Gattin in die Arme zu stürzen, lag schwer die verübte Gräuelthat und ihr Verlust auf seinem Herzen, statt vor Freude pochte vor Wuth und Kummer zugleich geängstiget das Herz unter dem Stahlpanzer, und nur mit düsterem Blicke sah er bei seiner Annäherung von der hohen Zinne ihm die Fahne entgegen wehen.

Der Ton aus dem Horne des Thurmwächters schien ihm wie Todtenmusik zu seyn, und wo er hinblickte, glaubte er nur Leichengestalten um sich her zu erblicken. Askalados kam ihm im Burghofe entgegen; Rithogar schauderte bei seinem Anblicke zusammen, denn es war ihm nicht anders, als ob er Blut von dessen Händen triefen sähe.

Schweigend, und im dumpfen Dahin-

ſtarren betrat er ſein Gemach, heiſchte mit polternder Stimme Wein, und verbot dann jedem Diener, ſich ihm zu nähern, denn er fürchtete deren Fragen um die Burgfrau, und hätte zagend nicht gewußt, welcher Antwort er ſich bedienen ſollte.

So ſaß er ſchweigend in ſeinem Armſtuhle, ſelbſt Aſkalados erhielt keine Antwort; um die innere Stimme zu betäuben, ſtürzte er einen Becher um den andern hinab, bis er endlich ganz benebelt auf ſein Lager taumelte.

Als er aber am folgenden Morgen erwachte, und mehrere Gemächer durchſchritt, da fiel es nicht anders als wie eine Zentnerlaſt auf ſein Herz, denn es war ja kein Plätzchen, das ihn nicht an Bernhardinen erinnerte, kein Plätzchen, wo er nicht an ihrer Seite frohe Augenblicke genoſſen hatte, die

ganze Burg schien ihm ein weites Grab zu seyn, in welchem ihm nur verzerrte Todtengestalten entgegen blickten.

Er versuchte es, sich durch die Jagd zu zerstreuen, aber vergebens, er schrack bei dem Rauschen der Blätter zusammen, und wenn der Wind durch die Baumwipfeln pfiff, so war es ihm nicht anders, als ob Sterbegewinsel in sein Ohr dringe.

Gleich dem ersten Brudermörder fand er nirgends Rast noch Ruhe; es trieb ihn von Burg zu Wald, von Wald zu Burg, und nicht anders war es ihm, als ob ein Gespenst auf seinem Nacken säße, welches seine eisigen Hände in ihm einkralle.

Er sah ein, daß es ihn hier nicht mehr dulde, er wünschte sich nicht nur aus dem Schlosse, sondern selbst aus der Welt, wo

er keine Ruheſtätte mehr zu hoffen hatte. Da erſcholl die Nachricht von den ſchweren Kriegen, welche die Tempelritter in Preußen mit den Pohlen und Lithauern zu führen hatten. Wie ein elektriſcher Funke fuhr es durch ſeine Seele, dort ruhmvoll das Ende ſeiner Leiden zu finden.

Zugleich war er entſchloſſen, nie mehr nach ſeiner Heimath zurückzukehren. Er bedurfte ja nichts mehr als ſeine Waffen, welche ihn bald und ſicher dem erwünſchten Tod entgegen führen werden.

Er eröffnete dem Freunde Aſkalados ſeinen Entſchluß, verbot ſich aber deſſen Begleitung.

»Du haſt,« ſprach er, »ſo zu ſagen keine Heimath mehr, darum bleibe hier, und bewahre als Freund meine Beſitzungen. Wenn

ich aber im Kampfe gefallen bin, so sollst du mein Erbe seyn, daher ich auch jetzt sogleich mein Vermächtniß und die Schenkungsurkunde aufsetzen lasse, und sie mit meinem Siegel bekräftige; so glaube ich meine Rechnung hier abgeschlossen zu haben, und im Schooße der Erde endlich das Ende meiner Leiden zu finden. «

Vergebens suchte Askalados dem Scheine nach ihn auf andere Gedanken zu bringen, denn er fand kaum so viele Selbstüberwindung, die Freude über die Erbschaft zu verbergen.

Rithogar betrieb nun mit aller Anstrengung die Zurüstungen zu seiner Abreise, nur zwei Knappen bestimmte er zu seiner Begleitung; er wußte, daß er dem sicheren Tode entgegen gehe, und wollte niemanden der Seinigen mit ins Verderben ziehen, auch hatte er Testament und Schenkungsurkunde

vorher in! beſter Form des Rechtens beſorgt. Herzlich und gut ſchien der Abſchied von ſeinem Buſenfreunde Aſkalados; als er aber zum Thore hinausſprengte, und die Feſte, in welcher alle ſeine Freuden begraben waren, hinter ſeinem Rücken lag, da war ihm nicht anders, als ob eine Felſenmaſſe ſich von ſeinem Herzen löſe, und er all ſeinen Jammer hinter ſich zurück laſſen könne.

Nicht eiliger kann der Bräutigam ſeine Reiſe fortſetzen, welcher ſich auf den Weg gemacht, die geliebte Braut abzuholen, als Rithogar ſeinen Zug nach einem Lande förderte, in welchem er ſtatt dem Brautbette das Grab zu beſteigen beſchloß.

Kein Unfall trübte ſeine Reiſe, bald langte er in Marienburg an, wo ihn der Großmeiſter, der edle Reuß von Plauen, mit Freuden unter ſeine Kämpfer aufnahm.

Nicht lange durfte Rithogars Schwert

in der Scheide ruhen. Jagello, der Pohlenkönig, hatte sich mit dem Herzoge von Lithauen zum Verderben des deutschen Ordens vereiniget.

Von allen Seiten strömten die bewaffneten Schaaren herbei; Waffengeräusch und wilde Kriegslieder tönten von allen Seiten; der arme Landmann flüchtete sich mit seiner kleinen Habe in die Wälder, und der Krieger Rosse zerstampften in den Saaten seine letzte Hoffnung.

Gleich den Sturmeswolken, welche den Grund des Meeres durchpeitschen, zogen Verderben bringend die Eisenmänner heran, und jauchzend folgte der Troß gleich hungerigen Wölfen nach Beute lüstern; mit dem scheuen Wilde flohen die Wehrlosen nach den dichtesten Theilen der Wälder.

Die Ordensritter erkannten zu gut die

Gefahr, welche durch die Uebermacht der Feinde ihnen drohe, und auch sie suchten alles aufzubiethen, um dem verheerenden Strome einen mächtigen Damm entgegen zu stellen, und so kam es bald zu den blutigsten Gefechten, wo Tausende mit unersättlicher Blutgierde dahingewürgt wurden. Rithogar hatte sich bald so ausgezeichnet, daß sein Name ein Schrecken der Feinde geworden war.

Eine Hauptschlacht sollte entscheiden. Beide Theile rüsteten sich mit Anstrengung aller Kräfte, und zogen von allen Seiten Verstärkungen an sich; endlich brach der entscheidende Tag heran; die Sonne hatte sich hinter düstere Wolken verborgen, um die Gräuel nicht anzusehen, mit welcher Blutgierde sich die Menschen, grausamer noch als Tieger, zerfleischten.

Bald war die Schlacht allgemein; die

Ueberzahl der Feinde wog die unüberwindliche Standhaftigkeit der deutschen Ritter auf. Mitten in einer feindlichen Heerschaar hatte sich Rithogars Schwert, gleich einem verheerenden Strahle, einen Weg gebahnt.

Schon hatte er einem feindlichen Führer das Panier entrissen, und ihn zu Boden geschmettert, da empfing er von rückwärts einen Hieb, welcher den Helm durchspaltend tief in den Kopf drang; in dem Augenblicke, als Rithogar nach dem Thäter sich umwandte, erkannte er deutlich Askalados Züge, in dem nämlichen Augenblicke schwand aber auch sein Bewußtsein, und er stürzte besinnungslos zu Boden.

Vergebens aber hatten dießmal die christlichen Streiter alle ihre Kräfte aufgebothen. Ein neuer Heerhaufen von Lithauern, welcher eben auf dem Schlachtfelde anlangte, und sich mit erneuerter Kraft in das Gefecht mengte,

brachte Unordnung in ihre Reihen; ihre Glieder wurden getrennt, und nachdem die Tapfersten ruhmvoll auf ihren Schilden gefallen waren, ergriff die übrigen paniſcher Schrecken, und bald war die Flucht allgemein.

Die Pohlen und Lithauer, ſo theuer ſie es auch hatten erkaufen müſſen, waren als Sieger auf dem Schlachtfelde geblieben.

Nicht ganz verloſchen waren Rithogars Augen dem Tageslichte geblieben, er kam wieder zu ſich, und fand ſeine Wunde verbunden, und ſich auf einem elenden Strohlager liegen. Nur ein matt flimmerndes Lämpchen beleuchtete die Gegenſtände um ihn her, und er fand ſich in einer elenden Hütte, wo in einem Winkel mehrere Waffen aufgehäuft lagen, unter denen er nicht undeutlich auch einige ſeiner eigenen Rüſtungsſtücke erkannte.

Er wollte aufſpringen, ſich ein Schwert

zuzueignen, aber er fühlte seine Hände gebunden, und zugleich warf ihn der heftige Schmerz wieder auf das Lager zurück.

So lag er in ohnmächtiger Betäubung dahin, ohne zu wissen, ob er sich in Freundes oder Feindeshand befinde, denn nichts ließ sich hören und sehen.

Endlich glaubte er mehrere Menschenstimmen zu vernehmen, und bald wurde die Thüre aufgerissen, und mehrere wilde, bärtige Männer traten herein.

Sie waren in lithauische Kleidung gehüllt, mithin konnte Rithogar leicht errathen, in welcher Gewalt er sich befinde.

»Ah, sieh da, unser Gefangener hat sich schon in etwas erholt, nun nun, nur Geduld, es wird sich bald so weit geben, daß

wir dich zu deiner ferneren Bestimmung abführen können.«

Rithogar bat, ihm ein Lösegeld zu bestimmen, sie lachten aber laut auf.

»Für einen Mann wie du,« sprachen sie, »bezahlt uns der Herzog mehr als du vermagst, und er mag dann über dein künftiges Schicksal entscheiden.«

Nur halb war des Ritters Wunde geheilt, als er gezwungen ward, mit seinen Wächtern die weite Reise anzutreten. Viele Tage lang waren sie auf dem Wege, bis sie endlich das Hoflager des Herzogs erreichten, wo er zu mehreren Gefangenen in ein Gewölbe gesperrt wurde, und es größtentheils der Natur überlassen blieb, seine gänzliche Besserung zu bewirken.

Endlich ward ihm sein hartes Loos an-

gekündigt; er ward bei den vielen Baulichkeiten des Herzogs zur harten Sklavenarbeit verurtheilt. Vergebens ließ er den Fürsten bitten, ihm sein Lösegeld zu bestimmen; er erhielt die Antwort, daß man einen solchen Krieger nicht mehr frei lasse, da er nun büßen möge für den Schaden, welchen sein Schwert unter den Kriegern angerichtet, und es noch als Gnade und Auszeichnung ansehen müsse, daß man ihn nicht im heiligen Haine den Göttern opfere.

Weit willkommener wäre ihm dieß gewesen, da er den Tod als seinen einzigen Wohlthäter ansah, aber er mußte sich in sein hartes Schicksal fügen. Beinahe unerschwinglich waren die Lasten, welche man ihm auferlegte, und wenn dabei und bei der schlechten, zur Sättigung nicht hinreichenden Nahrung und der harten Lagerstätte seine Kräfte nachließen, so trieb ihn die Peitsche des Sklaven-

aufſehers zur neuen Thätigkeit an. Dadurch ſchwanden endlich mit der ſchönen Geſtalt auch ſeine Kräfte dahin, und er glich nunmehr einem Schattenbilde, als einem Menſchen.

Achtes Kapitel.

Das Höckermännchen.

Langsam, wie die von der Sonnenhitze zu Boden gedrückte Pflanze beim kühlenden Nachtthaue sich wieder erhebt, so kehrte neues Leben in die betäubten Sinne Bernhardinens zurück. Die wohlthätige Tageslichte drang wieder in ihre Augen und sie sah staunend umher, denn sie befand sich auf einem reinlichen Lager in einem sehr bequemen Ge-

mache; neben ihr auf einem Tischchen befanden sich einige Erfrischungen; kurz, es schien nichts versäumt zu seyn, was zu ihren Wünschen oder Bedürfnissen passend seyn konnte.

Welch ein Unterschied zwischen dem schrecklichen Martergewölbe, in welchem sie sich kurz zuvor noch befunden hatte; mit von Freudenthränen trüben Blicken wandte sich ihr Auge zum Himmel, um dem Geber alles Guten für die Aenderung ihrer Lage zu danken, welche sie jedoch selbst noch nicht begreifen konnte.

Bald darauf öffnete sich leise die Zimmerthüre, und herein trat eine ehrwürdige Matrone im züchtigen Nonnenschleier, und begrüßte sie mit freundlichem Lächeln.

»Willkommen in unsern heiligen Mauern,« sprach sie, »wie danke ich dem lieben Himmel, daß ihr euch wieder erholt habt. Sorgt

euch nicht, es soll euch an der herrlichsten Pflege nicht fehlen.»

»Wie aber um aller Welt willen kam ich hieher,» fragte Bernhardine.

»Ohnmächtig,» war die Antwort; »eure ehrwürdige Großmutter brachte euch zur Erholung hieher, und wird in einigen Tagen nachsehen, übrigens ziemte es uns nicht, uns genauer zu erkundigen. Aber auch Ihr, edle Frau, müßt vor vielem Sprechen euch vorzüglich in Acht nehmen, denn eure Kräfte sind ganz erschöpft, haltet euch vorzüglich recht ruhig, damit die Großmutter bei ihrer Rückkehr mit Freuden eure Wiedergenesung gewahre.«

Bernhardine befolgte gerne den Rath, und wirklich waren schon unter der sorgfältigsten Pflege in acht Tagen ihre Kräfte wie-

dergekehrt, und ſanfte Röthe der Geſundheit umfloß ihre Wangen.

Jetzt kam die dienſtfertige Nonne zu ihr, und meldete die Ankunft der Großmutter; bald darauf trat eine hohe ſtattliche Dame herein, und Bernhardine erkannte beim erſten Anblicke die Züge der wandernden Urmutter.

»Ja, nur dir, du hochverehrte,« ſprach ſie, «danke ich meine Rettung; o lies in meinem Herzen, was meine Zunge nicht auszuſprechen vermag.«

»Genug der Worte,« erwiederte jene, »danke dem Ewigen, der mir Kraft verlieh, dich dem ſchrecklichen Martertode zu entreißen. Was biſt du nun zu thun entſchloſſen?«

»Gerne würde ich hier in dieſem frommen

Asyle meine Tage verleben, aber mich bindet eine heilige Pflicht an meinen Gatten.«

»Wie, hat er nicht selbst gewaltsam die Bande zerrissen, welche dich an ihn fesselten?«

»O nein, Mutter, nein, sein Herz nahm nicht Theil an der verübten Grausamkeit, nur verführt ist mein Rithogar, und die Stimme der Reue ist noch nicht in seinem Herzen erloschen. Wo ist er, o sprich, wo treibt er sich nun in der Irre herum?«

»Im fernen Preußen kämpfet er gegen die Heiden, umgeben von hundertfältigen Gefahren.«

»Und ich bin nicht bei ihm? Ich kann seiner nicht pflegen, wenn er ermattet, oder wohl gar verwundet aus dem heißen Kampfe zurückkehrt. O! bei allem, was dir heilig

ist, beschwöre ich dich, wenn es in deiner Macht steht, so bringe mich zu ihm.«

»Wie! du wolltest?«

»Gefahren und Elend mit ihm theilen. An des Mannes Seite ist des Weibes Platz, ich will mit ihm dulden, kämpfen und sterben.«

»Weißt du denn, ob nicht dein Anblick ihn mächtig erschüttern, oder wohl gar zur neuen ruchlosen That entflammen würde.«

»O! daß ich unerkannt ihn begleiten, ihm vielleicht durch manche gute That sein Unrecht vergelten könnte.«

»Deine Wünsche sind frei, und ich habe Macht sie zu erfüllen; doch darf ich nie rathen, oder dich in die Zukunft blicken lassen.

Ungebunden mußt du handeln, und wohl dir und mir, wenn du das Ziel erreichst, welches zu unserm beiderseitigen Heile nothwendig ist. Gedulde dich, ich erfülle deine Wünsche, sobald wir uns aus diesem frommen Orte unter schicklichem Vorwande entfernt haben.«

Der Herzog von Lithauen war ein unerbittlich strenger Mann gegen seine Untergebenen, welcher vorzüglich die Kriegsgefangenen mit äußerster Härte behandelte. Er selbst aber genoß für sich die Reitze des Lebens im vollen Maße. Es gab kein Vergnügen, welches nicht für ihn bereitet werden mußte. Ein vorzüglicher Freund war er aber von Gesang und Saitenspiel, und willkommen war ihm Jeder, welcher in dieser Kunst ihm Vergnügen schaffen konnte.

Wohlgesättigt saß er einst nach aufgehobener schwelgerischer Mahlzeit in seinem

Lehnſtuhle, um der Verdauung zu pflegen, und ohne an etwas anders zu denken, als daß er eigentlich nichts dachte; da meldete ihm ſein Leibdiener einen Fremden, welcher aus fernen Landen kommend, wünſche, ihn in ſeiner Kunſt mit der Muſik vergnügen zu können.

Sogleich aber befahl der Herzog, den Künſtler herein zu laſſen, ſein Auge verdüſterte ſich aber mächtig, als er ein kleines Höckermännchen herein hinken ſah, deſſen brauner Kittel vorne und rückwärts einen gewaltigen Höcker überdeckte; ſein Haupt war beinahe ganz kahl. Nur ein Paar graue Locken hingen über die kleinen Fuchsäuglein herab, zwiſchen welchen eine ungeheure Naſe mit dem weit hervorragenden ſtruppigen Unterkinne beinahe in gleicher Linie ſtand; das Höckermännchen ſchien ſo matt, daß es kaum ſeine Harfe fortſchleppen konnte.

»Wie kannst du es wagen,« rief der Fürst zu seinem Leibdiener, »mir einen solchen Popanz vorzuführen, doch er möge es wagen, sich hören zu lassen, wenn er aber meiner Erwartung nicht entspricht, so soll der Büttel diesen Fratzenschädel vom Rumpfe trennen, denn es ist doch wahrhaftig kein Schade, wenn ein solches Scheusal nicht mehr unter den Lebenden wandelt.«

Dem Männchen wurde nun ein Stuhl gebracht, und ohne sich an die untröstlichen Worte des gebiethenden Herrn zu kehren, griff er keck in die Saiten, und spielte einige kunstreiche Weisen.

Je länger er spielte, desto mehr heiterte sich das Gesicht des Herzogs auf, man sah es ihm bald an, daß er an dem Spiele das größte Wohlbehagen finde. Er ließ dem Fremden einen Becher Wein zur Erquickung reichen,

und befahl ihm, nun auch seine Kunst im Singen hören zu lassen.

Als aber dieser nun mit äußerst melodischer Stimme sich hören ließ, und sowohl Minnelieder als Kriegsgesänge mit gleicher Fertigkeit vortrug, da ward der Herzog wie bezaubert, und trug dem Sänger an, mehrere Tage an seinem Hoflager zu verweilen, wo es ihm nicht an der geringsten Bequemlichkeit fehlen werde, welches dieser auch mit der größten Dankbarkeit annahm.

Das arme Männchen wurde weit mehr in Kontribution gesetzt, als er sich hätte denken können, denn der Fürst konnte sich an seinem Wunderspiele und Gesang nicht genug satt hören; dafür hatte er freilich auch das herrlichste Leben, welches er sich wünschen konnte.

So strichen vierzehn Tage vorüber, jetzt

aber bedeutete das Männchen, daß seine weitere Bestimmung ihm nicht erlaube, länger mehr hier zu bleiben; ungerne entließ ihn der Fürst, und das nur gegen das Versprechen, in einigen Monaten nach geendigten Geschäften wiederzukehren.

Eine mehr als königliche Belohnung reichte er ihm dar, das Männchen schlug es aber dankbar aus, und verlangte nicht mehr als die Freilassung eines Christensklaven, den er sich selbst wählen würde. Der Herzog lächelte über dieses bescheidene Begehren, er ließ alle Sklaven sich im Hofe versammeln, und schritt mit dem Männchen selbst hinab, um sich den Glücklichen auszuwählen.

Bedächtig schritt das Männchen auf und ab, schüttelte bald bei diesem, bald bei jenem den Kopf, und blieb endlich vor Rithogarn stehen.

»Erlauchter Herr,« sprach er zu dem Herzoge, »dieses Skelett von einem Menschen wird euch wahrhaftig wenig mehr nützen können, seine Lebenskräfte sind aufgezehrt, und das Bild des Todes hat sich bereits in seinem Gesichte abgedrückt. Schenke mir diesen, so hast du um einen unnützen Brotgänger weniger.«

Der Herzog lächelte bei dieser Aeußerung, er befahl dem Sklavenaufseher, Rithogarn frei zu lassen, und ihn mit anständiger Kleidung und Nahrung zu versehen.

Als endlich der Tag der Abreise heranbrach, berief der Fürst den Sänger zu sich; freundlich sprach er, »du hast mir größeres Vergnügen gemacht, als du ahnen kannst, du sollst dich aber auch überzeugen, daß der Herzog von Lithauen kein karger Filz sei, die Freilassung des Sklaven ist kein Lohn,

welcher mir zu reichen gebührt. Nimm dieses Käſtchen Juwelen, ſie ſind von ſolchem Werthe, wie es mir meine Würde gebiethet; ich erwarte aber auch, daß du wieder bei mir einſprechen, oder wohl gar an meinem Hoflager verweilen werdeſt. Das Glück begleite dich auf deinen Wegen.«

Wie das Männchen in den Hof hinab kam, den befreiten Sklaven abzuholen, da ſtanden zwei wohlgezäumte Reitpferde bereitet, und ein Diener ſtand mit einem Saumroſſe in Bereitſchaft, welches reichlich mit Lebensmitteln beladen war, auch reichte der Aufſeher dem Männchen einen Paß, in welchem alle aufgefordert wurden, die Reiſenden ungehindert fortziehen zu laſſen, und ihnen allen möglichen Vorſchub zu leiſten.

Dankbar nahm das Männchen Abſchied von dem großmüthigen Fürſten, und ſo ſchnell

es sich thun ließ, wurde die Reise fortgesetzt, bis sie endlich das wirthliche Deutschland erreichten. Es läßt sich denken, das Rithogar durch die Reise gänzlich erschöpft war.

Hier entließen sie nun den Diener, und begaben sich nach einem Hospitale, wo Rithogar durch Ruhe und die vortrefflichste Pflege am ersten zu den verlornen Kräften wieder gelangen konnte.

Neuntes Kapitel.

Die Räuber.

Als die rauhen Stürme des Nordens sich verloren hatten, und der milde Sonnenstrahl die Natur wieder zum neuen Leben hervorrief, da verließ auch Rithogar, trefflich gestärkt, das Hospital. Das Männchen war bisher nicht von seiner Seite gewichen, es hatte seiner trefflich gepflegt, und versuchte immer durch Gesang und Saitenspiel ihn aufzuheitern.

Doch hier schien seine Kunst ihre Wirkung verloren zu haben, denn immer gleich tiefsinnig blieb er, nichts schien Eindruck auf ihn zu machen, tiefer Gram nagte in seinem Herzen, und oft, wenn er im tiefen Schlummer lag, kam mit dem Ausdrucke der innigsten Wehmuth der Name Bernhardine über seine Lippen.

Schon einige Tage waren sie auf deutschem Grund und Boden fortgezogen, denn Rithogar war Willens sich nach seiner Veste zu begeben; da verirrten sie sich einst in eine ungeheure Waldung, ohne einen Ausweg zu finden. Die Rosse waren schon ganz ermattet, und die schwarze Nacht brach allmählich tiefer herein, auch sie selbst waren der Ruhe und Erquickung sehr bedürftig.

Sobald sie daher einen etwas freieren Platz fanden, ließen sie die Rosse im hohen

Grase weiden, lagerten sich auf einem bemoosten Hügel unter einem schattigen Baume, und genossen von dem wenigen Vorrathe, den sie aus der letzten Herberge mitgenommen hatten. Bald drückte ihnen auch ein sanfter Schlaf die Augen zu.

Ungefähr einige Stunden mochten sie geruht haben, da war das Männchen plötzlich durch ein lautes Gemurmel aufgeschreckt, es fuhr empor, und vernahm mehrere Männerstimmen jenseits des hohen Gebüsches; schnell weckte es Rithogarn auf, welcher, um auf jeden Fall gefaßt zu seyn, den Helm auf das Haupt warf und das Schwert locker in der Scheide hielt.

Nicht lange darnach brachen sechs bewaffnete Kerls aus dem Gebüsche hervor. »Wo Pferde sind,« sprach der eine, »können die Reiter auch nicht ferne mehr seyn; ah, sieh

da! hier treffen wir ja eine kleine Gesellschaft; woher des Landes, und wohin?» fragte er mit barschem Tone.

»Euch wird das wenig kümmern,« erwiederte Rithogar, »ich bin ein freier Rittersmann, der ungehindert seine Straße ziehen kann, darum entfernt euch, und laßt mich ungestört hier der Ruhe genießen.»

»Es ist nicht so, wie ihr glaubt,« erwiederte jener, »ihr seid in mein Gebieth gerathen, aus welchem ohne meiner Erlaubniß sich so leicht keiner mehr entfernen darf. Sucht euch daher mit fünfzig Goldgulden zu lösen, oder ihr mögt euch mit Gewalt der Waffen einen Weg bahnen, welches euch wohl schwerlich gelingen wird.«

»Ey so laßt doch sehen, ob nicht echter Rittermuth schändlichen Räubern gewachsen

sei,« rief Rithogar, und sein Schwert flammte aus der Scheide, aber ehe er sichs versah, ward er von zwei der Räuber rückwärts mit riesigen Armen ergriffen und zu Boden gerissen; schnell ward er entwaffnet, und trotz der heftigsten Gegenwehr mit Stricken gebunden. Man schleppte ihn tief nach dem Gebüsche, das kleine Höckermännchen folgte gutwillig nach.

Vor dem Eingange einer Felsenhöhle hielten sie, da stieß der Anführer dreimal in sein Horn, bald wurden diese Töne von Innen erwiedert, und hervor traten zwei Bewaffnete mit Fackeln, welche große Hunde an Ketten mit sich führten. Da sprach der Anführer einige Worte in fremder Sprache zu ihnen, und nun ging der Zug in das Innere der Höhle, durch einen von der Natur gebildeten Gang, welcher aber so niedrig war, daß sie nur gebückt vorwärts schreiten konnten.

Endlich erreichten sie eine ungeheuer große Halle, und mehr als fünfzig Bewaffnete lagen im Kreise herum, welche sich bei vollen Bechern gütlich thaten. Rithogar wurde durch ihre Reihen durchgeführt, bis zum obersten Ende der Halle.

Hier saß ein großer, stattlicher Mann auf einem erhabenen Stuhle, er war in Rüstung gehüllt, über welche er statt des Mantels ein Bärenfell geworfen hatte, welches an der Brust mit zwei silbernen Spangen befestiget war; neben ihm lagen gleichfalls zwei ungeheure Hunde, welche sich knurrend empor hoben, aber sogleich durch ein gebietherisches Wort wieder zum Schweigen gebracht wurden.

Mit gerunzelter Stirne und flammenden Blicken betrachtete der Anführer der Räuber Rithogarn. »Herr,« sprach jetzt einer der

Bewaffneten, »diesen Ritter nahmen wir gefangen, da er in unserer Nähe verweilte, du magst nun selbst über sein ferneres Schicksal entscheiden.«

»Unsere Gesetze haben bereits entschieden,« erwiederte der Hauptmann mit rauher Stimme, »wer in unserem Gebiethe verweilt, ist uns anheimgefallen, und er verläßt nicht mehr lebend unseren Aufenthalt, nur dadurch kann er sich retten, wenn er drei Jahre sich unserem Bunde einverleibt, und uns Treue gelobt durch unverbrüchliche Schwüre. Mag er daher über sein Schicksal selbst entscheiden, denn wir weichen nicht haarbreit von unseren Gesetzen. Pflegt seiner wohl, binnen drei Tagen mag er selbst sein Loos bestimmen, und was solls mit dieser häßlichen, verschrobenen Figur?«

»O Herr!« erwiederte das Männchen,

«behaltet mich immerhin unter euch, wo ich gerne verweile. Ihr werdet gewiß mehrere Stunden haben, wo euch nach Erholung und Kurzweil lüsten wird, und diese vermag ich euch gewiß nach Kräften zu gewähren, denn im Saitenspiele suche ich meinen Meister, und meine fröhlichen Weisen sollen euch und eure Leute gewiß wacker unterhalten.«

»Schon gut,« erwiederte der Hauptmann, ohne seine Miene zu verändern. »Gebt ihm Speise und Trank, und dann möge die That beweisen, ob er nicht zu ruhmredig gesprochen.«

Beide Gefangenen wurden nun in den Kreis der übrigen geführt, und nachdem sie sich gelabt hatten, begann das Männchen sein Harfenspiel. Anfangs herrschte allgemeine Stille, bald aber brach diese in so lauten Beifall aus, daß selbst der Hauptmann sich

herabließ, näher hinzuzutreten, und nicht umhin konnte, sein Wohlgefallen auszudrücken.

Das Männchen dankte herzlich für den gespendeten Beifall, und erklärte, es gefalle ihm hier so wohl, daß er sich gar keinen andern Aufenthalt mehr wünsche, betrug sich aber gegen Rithogarn so fremd, als ob er nie mit ihm in irgend einer Verbindung gestanden wäre.

Rithogars Wuth war gränzenlos, sich von feilen Räubern so unwürdig behandelt zu sehen, und er erklärte laut und standhaft, eher den schmählichsten Tod zu dulden, als nur in das geringste Bündniß zu treten.

So strich die erste Nacht und der erste Tag vorüber; Rithogar saß immer still und düster in der kleinen Nebenhöhle, welche man

ihm zum Aufenthalte angewiesen hatte, das Männchen war bereits ganz einheimisch geworden, und trieb ununterbrochen Scherze und Kurzweil.

Als die zweite Nacht schon tief herangebrochen war, und der Schlaf sich bereits allgemein verbreitet hatte, da ertönte von außen der Ton eines Hornes, alle fuhren rasch empor, und die, welchen die Nachtwache aufgetragen war, eilten an den Eingang. Bald kamen sie mit einem fremden Bewaffneten zurück, welcher augenblicklich mit dem Hauptmanne zu sprechen verlangte.

Nach einer Weile wurden mehrere der Anführer zu diesem berufen, und als diese nach einem langen Gespräche zurückkehrten, wurde alles aus dem Schlafe geweckt, und ihnen befohlen, sich augenblicklich zu rüsten, indem man binnen einer Stunde zu einer

wichtigen Unternehmung fortziehen müsse. Sogleich machte sich alles auf die Beine, und als der Hauptmann in ihre Mitte trat, standen sie alle schon wohlgerüstet, und seiner weiteren Befehle gewärtig. Sechs der Räuber wurden erkoren, zur Bewachung der Höhle zurückzubleiben, die andern aber zogen in Begleitung ihrer großen Hunde von dannen.

Man konnte deutlich abnehmen, daß es auf einen bedeutenden Raubzug abgesehen war. Bald herrschte wieder allgemeine Stille in der Höhle. Rithogar selbst war, wieder in die Arme des Schlafes gesunken, da fühlte er sich sanft an der Hand berührt, blickte auf und sah das kleine Höckermännchen vor sich stehen.

»Ermuntere dich,« sprach dieses, »und folge mir schnell, der Augenblick ist günstig,

die Zurückgebliebenen schlafen, und die äußeren Wachen werden uns nicht gewahren, da ich einen Weg der Rettung dich leiten werde, welchen ich in voriger Nacht ausgekundschaftet habe. Hier ist dein Schwert, um im Falle der Noth dich vertheidigen zu können.«

Als Rithogar wieder eine Waffe in seiner Faust fühlte, erwachte wieder hoher Muth in ihm, und sogleich folgte er seinem Führer. Dieser leitete ihn nun durch mehrere verschlungene Felsengänge, bis sie endlich in ein kleines Gewölbe gelangten.

Hier erst, weit genug von allen Uebrigen entfernt, entzündete das Männchen eine Fackel, und bald gewahrten sie von oben eine Strickleiter herabhängen; »diese führt uns zum Ziele,« sprach das Männchen, und begann hinauf zu klettern. Rithogar folgte

vorsichtig nach. Er glaubte gar nicht, daß dieser gefährliche Weg, wo sie bei jedem Schritte hin und her schwankten, ein Ende nehmen würde.

»Wir sind am Ziele!« rief das Männchen, entschwand durch eine Oeffnung, Rithogar folgte nach, und sie befanden sich im Freien unter hohem Gebüsche, wo sie ganz erschöpft von dieser gefährlichen Wanderung ins hohe Gras niedersanken, um neue Kräfte zu sammeln

Zehntes Kapitel.

Reue und Bosheit.

Aus fernem Osten brachen die ersten Morgenstrahlen hervor, die grauen Nachtnebel schwanden, und allmählig versichtbarten sich dem Auge die Gegenstände umher. Rithogar und das Männchen befanden sich auf einer beträchtlichen Felsenhöhe, rings von dichtbelaubtem Buschwerke umgeben, tiefer unter

ihnen breitete aber die ungeheure Waldung ihre nächtlichen Schatten aus.

Jetzt suchten sie einen Weg, um über den Felsen hinabzukommen. Zwar zeigte sich ein schmaler Pfad, aber er war von Regengüssen so verwittert, und führte so steil hinab, daß man ihn nur mit Lebensgefahr betreten konnte.

Rithogar hieb mit dem Schwerte einige starke Baumzweige ab, um sich darauf stützen zu können, er reichte dem rückwärts folgenden Männlein die Hand, und so traten sie den gefährlichen Weg an, wo sie bei jedem Schritte auf dem Steingerölle ausglitschten. Mehr als zehnmal waren sie in Gefahr, in die auf beiden Seiten sich öffnenden Abgründe hinabzustürzen. Doch schien ein guter Genius ihre Schritte zu leiten, und glücklich erreichten sie den festen Boden,

aber jetzt hemmte ein breiter Waldfluß ihre ferneren Schritte, und doch trieb sie die Furcht, noch immer zu nahe dem Aufenthalte der Räuber zu seyn, an, sich so schnell wie möglich aus der Gegend zu entfernen.

Rithogar untersuchte mit seinem langen Baumaste den Fluß, er schien ihm nicht allzutief zu seyn, er hieß also dem Männchen, sich auf seinen Rücken zu hocken, und so trat er den zweiten gefährlichen Weg an.

Oft war er in der Gefahr, unterzusinken, oder von der Wassergewalt überwältiget zu werden, doch mit Anstrengung aller Kräfte gelang es ihm endlich, auch dieses Hinderniß zu überwinden, und sich an das jenseitige Ufer emporzuarbeiten. Hier aber sank er ganz erschöpft zu Boden, und konnte sich kaum Luft genug erathmen.

»Ach! nur einen Tropfen Wasser,« seufzte

er nach einer Pause, »des Durstes Gluth hat meine Zunge gedörrt, ich muß verschmachten.« Da zog das Männchen eine blecherne Flasche mit Wein hervor, welche sie aus der Räuberhöhle mitgenommen hatten, und mächtig fühlte sich Rithogar gestärkt; aber bald schlossen sich wegen übermäßiger Anstrengung seine Augen, und er sank in einen festen Schlummer dahin.

Auch das Männchen begann allmählich mehr mit dem Kopfe zu nicken, und versank, trotz des festen Vorsatzes, wach zu bleiben, in das Gebiet der Träume hinab.

Eine geraume Weile mochten sie so geruht haben, da wachte das Männchen plötzlich auf, denn ein lautes Schellengeläute drang in sein Ohr. Rasch fuhr er in die Höhe, und erblickte jenseits des Gebüsches einen wohlgekleideten Bauer, welcher mit

einem leeren, mit wohlgenährten Pferden bespannten Wagen vorüberfuhr.

Sogleich eilte das Männchen zu ihm hin, und bat, ob nicht er und sein Ritter gegen gute Belohnung an einen bequemen Ort zur besseren Pflege gebracht werden könnten, wo sie jedoch auch vor den Räubern sicher seyn könnten, welche vielleicht hier in der Nähe hausen möchten.

»Darüber seid unbekümmert,« sprach der Bauer, »mein Meierhof steht unter dem Schutze eines gar mächtigen Ritters, wo es die Schnapphähne nie wagen würden, sein Gebiet zu betreten. An Bequemlichkeit soll es euch aber bei mir nicht fehlen, denn Gott hat mich so viel gesegnet, daß ich manchmal auch ein Paar Wanderer bei mir aufnehmen kann.«

Sogleich eilten beide zu Rithogarn,

weckten ihn aus seinem Schlummer, und bald bestiegen alle drei den Wagen. Schon der Anzug des Bauers wie sein ganzes Fahrzeug verriethen Wohlstand; er selbst aber war noch ein junger stattlicher Mann, welcher sich gar freundlich mit seinen beiden Gästen unterhielt, und deutlich zeigte, daß er nicht bloß beim Pfluge aufgewachsen sei, sondern mehr in der Welt erfahren habe.

Weit länger als eine Stunde fuhren sie fort, als sie endlich aus der dichten Waldung hervorkamen, und sich auf einer ungemein angenehmen Wiesenpläne befanden, wo sie an eine Felsenwand gelehnt, ein ganz artiges Wirthschaftsgebäude vor sich erblickten. Es war recht niedlich von Stein aufgeführt, und ganz mit Weinhecken und Blumen umgeben.

Seitwärts weideten mehrere Kühe und Lämmer im hohen Grase, und am Eingange

des Hauses balgten sich zum Scherze ein Paar wackere Buben herum. Als diese das Schellengeläute des nahenden Wagens hörten, rafften sie sich schnell auf, und sprangen mit den Worten, der Vater, der Vater, den Nahenden entgegen.

Es waren zwei recht liebenswürdige Jungen, welche mit freier, offener Miene den Fremden entgegenlächelten, und jauchzend vor dem Wagen hersprangen, bis der Vater seitwärts hinüberlenkte, dann aber führten sie die Fremden in das Innere des Gebäudes.

Alles wohin sie blickten, verrieth Wohlstand, und vom Hofe aus konnte man einen ungeheuren Obst- und Blumengarten übersehen. Jetzt traten sie in eine große Stube, wo alles auf das Reinlichste glänzte. In einer Ecke der Stube saß ein junges, nichts weniger als reizloses Weib, welches einen

kleinen Säugling an der Brust hatte, den sie nun, da er entschlafen war, in ein reinliches Bettchen legte, und dann den Fremden freundlich entgegen kam.

Sogleich wurden die Buben befehligt, den Rundtisch reinlich zu decken, das Weib trug geschäftig Obst, Brot, Butter und Milch auf, und nöthigte die Gäste mit freundlicher Miene, einstweilen mit diesen Erfrischungen vorlieb zu nehmen, bis sie für ein ausgiebiges Mahl gesorgt haben werde.

Rithogar und das Männchen labten sich nach Kräften, dann aber pflanzten sich beide in weiche Armstühle, und suchten nachzuholen, was sie bisher an erquickendem Schlummer versäumt hatten.

Endlich setzte sich die ganze kleine Gesellschaft zum Mittagmahle, es war nichts weni-

ger als verschwenderisch, aber doch sehr reinlich und geschmackvoll. Rithogar aber sah mehr auf die liebenswürdigen Buben, welche in kindischer Offenheit, doch weit von Unart entfernt, sich herumtrieben, und endlich so zutraulich wurden, daß Rithogar den einen auf dem Schooß schaukelte, während der andere in dem Bart und Haupthaar spielte.

Zugleich entging ihm die geschäftige Wirthschaftlichkeit nicht, mit welcher sie das ganze Hauswesen besorgte, eben so wenig die liebevolle Zärtlichkeit, mit welcher ihre Blicke an dem geliebten Gatten hingen, wenn sie ihm die braunen Wangen streichelte.

Als endlich das Weib fortging, ihrer weiteren Wirthschaft nachzusehen, und die Kinder in den Garten sprangen, die Männer aber noch bei einem Kruge Wein beisammen sitzen blieben, entspann sich bald ein trauli-

ches Gespräch zwischen ihnen, und Rithogar konnte nicht satt an dem Lobe der beiden holden Knaben und der wirthlichen Hausfrau werden.

»Ja, lieber Herr,« begann der Landmann, »so bin ich wahrhaft zu beneiden. Gott hat meine Wirthschaft und meinen Fleiß gesegnet, daß ich zwar nicht im Ueberflusse lebe, aber doch vor Mangel gesichert bin; die beiden Buben, und auch das kleine Mägdlein, das dort schläft, sind meines Lebens höchste Freude, und ihr seht, wie glücklich ich an der Seite meines lieben Weibes bin, das mir so liebenswürdige Kinder gebar und doch solltet ihr es glauben, war ich im Begriffe, durch dieses Weib höchst elend zu werden. Ihr sollt wissen, edler Herr, daß ich meine Jugendjahre in Kriegsdiensten zubrachte, und manche ehrenvolle Narbe aufzuweisen habe. Ich brachte es bis zum Rot-

tenführer, habe mir in den mannigfachen Fehden ein schönes Stück Beute erworben, und beschloß endlich, des ewigen Herumtreibens müde, mich in erwünschte Ruhe zu setzen.

Der Zufall führte mich in das Weichbild eines Ritters, unter welchem ich bereits früher Kriegsdienste geleistet, ich war ihm willkommen, und siedelte mich hier an. Nothwendig bedurfte ich für mein Herz und meine Wirthschaft eine gute und brave Gattin; ich glaubte sie in meiner Marthe gefunden zu haben, und bald wurden wir durch Priestersegen vereiniget. Ein glückliches Jahr floß vorüber, da kam ein Vetter aus der Fremde zu mir; ich nahm ihn gerne auf, er half mir redlich in der Wirthschaft, aber er entbrannte in Liebe für meine Marthe, und da sie ihm kein Gehör gab, suchte er sie bei mir auf alle mögliche Art zu verkleinern. Er

wußte meine Eifersucht gegen einen Revierjäger rege zu machen, und ich stieß ungeachtet aller Betheuerungen ihrer Unschuld die Aermste aus dem Hause. Ich hatte mich gerächt, aber meine Herzensruhe war entschwunden. Nach langer Zeit erkrankte mein Vetter, und auf seinem Todtenbette machte er, von Reue gefoltert mich mit der Unschuld meines Weibes bekannt, ja er gestand, daß er, um mein Erbe zu werden, mir mehr als einmal nach dem Leben gestrebt habe, aber immer durch einen Zufall an der That verhindert worden sei. Marthen um Verzeihung zu flehen, war nun wohl mein erstes Geschäft, sie kehrte willig in meine Arme zurück, und seitdem genieße ich die glücklichsten Tage meines Lebens. O Herr, man soll nicht glauben, welches Unheil solch ein verruchter Bösewicht über eine glückliche Familie bringen kann, und jeder prüfe vorher genau, ehe er sich von Rachgierde und blinder Eifersucht hinreissen lasse.»

So endete nun der gute Landmann seine Erzählung, welche auf Rithogarn den tiefsten Eindruck machte. Er sehnte sich nach dem Anbruche der Nacht, um sich ungestört seinen Gedanken überlassen zu können; aber die längste Zeit warf er sich unruhig auf dem Lager hin und her, und als endlich der Schlaf seine Augen schloß, stand immer Bernhardinens Bild vor seinen Sinnen, bald als liebende Gattin, und bald wieder als Leichenbild, welches ihm Vorwürfe über seinen zu frühen Tod machte.

So brachte er die Nacht in der größten Unruhe dahin, und glich selbst am folgenden Morgen einem Leichenbilde, so heftig hatte der Gram auf ihn gewirkt. Zugleich erinnerte er sich an das letzte Gefecht, welches er mit den Lithauern hatte, und wo er bei dem Sinken nach erhaltener Wunde deutlich das Gesicht Askalados zu erblicken glaubte.

Du thust ihm Unrecht, er ist ja dein Freund, rief sein trugloses Herz. Nein, erwiederte dagegen die Vernunft, du hast ihn nach deinem Tode zum Erben deiner Güter eingesetzt, und wenn er im Stande war, dein vielleicht unschuldiges Weib zu verleumden, so kann er auch aus Habsucht den tödtlichen Streich vollführt haben.

So schwankte Rithogar zwischen steten Zweifeln, und beschloß nun gerade nach seiner Burg zu ziehen, nicht nur um sein Eigenthum wieder anzutreten, sondern auch wo möglich wegen Bernhardinen nähere Erkundigung einzuziehen.

Als er über Tisch bekannt machte, wohin er nun seinen Weg nehmen wolle, da sah ihn der Landmann mit verwunderten Blicken an.

»Ist dieß euer Ernst, edler Herr,« sprach

er, »habt ihr ein anſehnliches, bewaffnetes Gefolge in eurer Nähe?«

»Wozu bedarf ich deſſen?«

»Recht ſehr, wenn ihr nach Gutenſtein wollt. Gleicht doch die Burg, wie das Sprichwort ſagt, der Höhle des Löwen, wo alle Fußſtapfen hinein, aber keiner wieder herausführt. Iſt doch dieſer Beſitzer Aſkalados einer der größten Raubritter in der ganzen Umgegend, und wen er einmal in ſeine Gewalt bekömmt, kann dem Himmel nicht genug danken, wenn er ſein Leben für ſchweres Löſegeld davonbringen kann.«

»Ja ehemals, als noch ein gewiſſer Rithogar dort hauste, war alles im Wohlſtande, als aber dieſer nach Preußen zog, folgte ihm Aſkalados bald nach, und kam in kurzer Zeit mit der Nachricht zurück, daß

Rithogar an seiner Seite im Kampfe gefallen sei, und wies eine Urkunde vor, vermög welcher die Güter sein Eigenthum seyen, und seitdem lebt er nun in unmäßiger Schwelgerei, und sucht seine übermäßigen Ausgaben durch Raub und Wegelagerung zu bestreiten; überhaupt spricht man sehr sonderbar von ihm, und hie und da geht die Sage von ihm, daß er Rithogars liebenswürdige Gattin heimlich aus dem Wege geschafft habe.«

»Ich bin dieser Rithogar!« rief der Ritter mit flammenden Blicken.

»Wärs möglich! dem lieben Himmel sei Dank, daß ein so edler Mann erhalten wurde, aber dann rathe ich euch um so weniger allein nach dem Raubneste zu gehen, denn Askalados wird doch gewiß alles aufbieten, sich sein angemaßtes Erbe zu erhalten, und auch eure vorigen Knechte sind alle entfernt, mit-

hin würdet ihr euch allein und schutzlos in der Räuberhöhle befinden. Wollt ihr meinem Rathe folgen, so leite ich euch zu meinem Ritter, dem edlen Herrn von Wartenburg, der euch gewiß mit Schutz, Rath und That beistehen wird.«

Das Männchen nickte dem Sprechenden Beifall zu, und Rithogar willigte endlich auch ein.

Schon am folgenden Tage traten sie den Weg nach der Burg an. Rithogar fand an dem Wartenburger einen zwar schon ziemlich bejahrten Mann, doch immer noch voll Kraft und innerer Würde. Er wurde auf das freundlichste aufgenommen.

Auf des Ritters Rath schrieb Rithogar an Askalados, meldete ihm seine Zurückkunft und lud ihn ein, sich nach der Wartenburg

zu begeben, wo er wegen Unpäßlichkeit verweile, um sich wegen Zurücknahme der Güter zu besprechen.

Nach einer langen Weile kehrte der Bothe zurück, und brachte ein Schreiben von Askalados, in welchem dieser kurz und bündig erklärte, daß er nicht Lust habe, sich auf eine hinterlistige Art in irgend eine Falle locken zu lassen. Ritter Rithogar sei an seiner Seite im offenen Kampfe gefallen, er selbst habe dem Sterbenden die Augen zugedrückt, und wenn irgend einer Lust habe, sein rechtmäßiges Erbe in Anspruch zu nehmen, so könne er nur mit bewaffneter Faust seine vermeinten Ansprüche geltend machen.

Rithogar und der Wartenburger tobten vor Ingrimm, aber an eine Fehde war nicht zu denken, weil es an den nöthigen Kräften mangelte. Nach dem Rathe des Ritters blieb

Rithogarn nichts übrig, als sich an den Hof des Herzogs von Oesterreich zu begeben, und dort vor dem Throne des gerechten Fürsten seine Rechte geltend zu machen.

Rithogar fand sich also genöthiget, den Weg nach Wien einzuschlagen; mit mehreren Knechten begleitete ihn der Wartenburger, weil er am Hoflager viele Freunde hatte, welche leichteren Zutritt bei dem Herzoge verschaffen konnten.

Sie wurden von dem Fürsten wohl aufgenommen, um so mehr, da sich unter den Hofleuten einige fanden, welche Rithogarn wirklich für den erkannten, wofür er sich ausgab; Askalados wurde also vor das Gericht des Herzogs unter der Androhung der Acht geladen.

Er erschien am bestimmten Tage, und

nun wurden beide an das Gericht des Kanzlers gewiesen. Askalados hatte den Muth, auch hier den Tod des Gutensteiners zu behaupten, er läugnete Rithogarn ins Gesicht, ihn jemals gesehen zu haben, und erbot sich die Sache mit einem Eide zu bekräftigen. Rithogarn aber erklärte er für einen Betrüger, welcher der strafenden Gerechtigkeit anheim gefallen sei.

Bei dieser verworrenen Sache konnte sich der Herzog nicht anders, als nach damaliger Sitte, für den Zweikampf entscheiden.

Eilftes Kapitel.

Wunderbare Erſcheinung.

Sowohl die Sache ſelbſt, als auch die vom Herzoge ausergangene Beſtimmung des Gottesgerichtes hatte allgemeines Aufſehen erregt, und weit und breit bereitete man ſich, dieſem ſeltſamen Schauſpiele zuzuſehen. Eine vierzehntägige Zeitfriſt war den Kämpfern beſtimmt worden, damit in dieſer Zeit der Eine oder der Andere ſich eines beſſeren

besinnen, und die Wahrheit bekennen möchte. Während dem bewohnten sie abgesonderte, von herzoglichen Trabanten bewachte Gebäude, wo es ihnen nicht an der geringsten Bequemlichkeit fehlte, und zahlreich fromme Männer sie besuchten, um vielleicht das Gewissen von diesem oder jenem zu erwecken. Gerne hörte Rithogar ihren salbungsreichen Worten zu, Askalados aber blieb düster und in sich verschlossen, und nur manchmal kamen Ausbrüche innerer Wuth über seine Lippen.

Das kleine Höckermännchen war nie von Rithogars Seite gewichen; er gelobte ihm, wenn er seine Güter wieder erlangen sollte, ihn nie mehr von seiner Seite zu lassen, sondern ihn als seinen treuesten Freund, dem er schon so unendlich viel zu danken hatte, lebenslänglich bei sich zu behalten.

Ein wehmüthiges Lächeln war allemal des

Männchens Antwort, und oft entfernte er sich, um wie es schien, eine hervorquellende Thräne zu unterdrücken.

Unter der Dienerschaft, welche Rithogarn zugetheilt war, befand sich ein fremder Junge, welcher sich immer unendlich viel mit dem Ritter zu schaffen machte, und ihm eine so außerordentliche Ergebenheit und Aufmerksamkeit bewies, daß es wirklich auffallend seyn mußte. Vorzüglich ließ er sich das Geschäft nicht nehmen, dem Ritter den Labetrunk zu bringen und zu reichen, welches ihm dieser, arglos wie immer, gerne gestattete.

Auch das kleine Männchen schien dessen wenig zu achten, und überhaupt den Schmeichler gar nicht zu beachten. So waren schon mehrere Tage verstrichen, als Rithogar einst zur ungewöhnlichen Stunde, von der Sommerhitze ermattet, einen Labetrunk verlangte;

sogleich eilte der Junge fort, diesen Befehl zu vollziehen. Das Männchen aber war seitwärts in einem Stuhle eingeschlafen.

»Wenn doch nur,« sprach Rithogar zu sich selbst, als er sich allein sah, »der Tag des Zweikampfes herangebrochen wäre, ist mir doch wahrhaftig nicht um den Wiedergenuß meiner Güter, denn Reichthum und Wohlleben haben für mich keinen Reiz mehr, nur wünsche ich nicht durch dieses Gottesurtheil als Betrüger überwiesen zu werden; falle ich nach dem Rathschlusse des Schicksals, so kann ich wohl mit ruhigem Bewußtsein vor den Stuhl des ewigen Richters treten, und bin auf einmal aller meiner Leiden überhoben; denn nie, nie kann ich mehr ruhig leben, Bernhardinens Gestalt verfolgt mich unablässig, und die Reue über meine rasche That wird mir noch meine letzte Stunde mächtig erschweren. Auch ich hätte so

glücklich wie jener Landmann im Schooße meiner Familie leben können, o Bernhardine! durch dich würde ich den Himmel auf Erden gefunden haben.«

Hier stieß das Männchen einen lauten Seufzer aus, und wachte auf, Rithogar hielt mit seinem Selbstgespräche inne, und zugleich trat der dienstleistende Junge mit dem Labetrunke im silbernen Becher herein.

Würde Rithogar den Jungen genauer betrachtet haben, er hätte über dessen Betragen erstaunen müssen; sein Gesicht war bleich und gleichsam eingefallen, seine Augen irrten unstät wie die eines Verbrechers umher, und seine Hände zitterten, daß er beinahe den Becher verschüttet hätte.

»Dieser Labetrunk,« sprach er mit zitternder Stimme, »wird euch trefflich behagen,

denn es ist echter alter Rheinwein, den ich vom herzoglichen Mundschenke erhalten habe. Seht nur, wie er perlt, lüstet einem doch wahrhaftig nach einem solchen überaus kostbaren Getränke.«

»Wenn das ist,« erwiederte das Männchen, »so wird der Ritter gewiß nichts dagegen haben, deinen Herzenswunsch zu befriedigen, darum mache immerhin den ersten Trunk, um desto sicherer kann nachher der Herr den Labetrunk genießen.«

Der Junge schrack bei diesen Worten heftig zusammen, und glich einem Marmorbilde, als das Männchen ihm mit ernster Miene den Becher vorhielt; befremdet sah Rithogar dem seltenen Auftritte zu.

»Bube!« rief er endlich, »warum weigerst du dich so standhaft und mit dem Aus-

drucke des bösen Gewissens im Gesichte; nun befehle ich dir, die Hälfte des Getränkes zu dir zu nehmen.«

Da ließ der Bube erschrocken den Becher fallen, und stürzte zur Thüre hinaus, wie aber das Getränk auf den Boden hinfloß, begann es zu brausen und zu zischen, und färbte röthlichbraun den Boden.

»Seh ich recht!« rief Rithogar, »in dem Becher war Gift!«

»So ist es,« erwiederte das Männchen »Lange war ich dem Buben auf der Spur, bis ich endlich heute Gewißheit erhielt.«

»Und also dir dank ich abermals meine Rettung!« rief Rithogar, »beim Himmel! du bist mein einziger Freund in der Welt,

und nie, nie sollst du von meiner Seite weichen. Aber noch nie, so lange wir beisammen sind, und so viel du an mir gethan hast, weiß ich doch noch nicht, was dich eigentlich bestimmt, so viele Wohlthaten an mir zu üben.»

»Menschenpflicht! edler Herr,« erwiederte das Männchen, »mein Herz fühlt die innigste Zuneigung zu euch.«

»Wer bist du denn aber eigentlich?«

»O! forscht nicht weiter, noch muß mein Schicksal ein Geheimniß bleiben, denn wer weiß, wenn ich euch mit meinem Schicksale näher bekannt mache, ob ihr mich an eurer Seite dulden würdet. Doch lasset davon uns schweigen; kömmt Zeit, kömmt Rath, und das Schicksal wird bestimmen, in wie ferne ich mich in der Zukunft eurer

Freundschaft werde erfreuen können. Bis dahin aber bitte ich euch, ja der Vergangenheit nicht mehr zu erwähnen. Bereitet euch vielmehr auf die Zukunft vor, denn nur wenige Tage sind noch vorhanden, bis bei euch zwischen Leben und Tod entschieden werden wird.»

Endlich brach der entscheidende Tag heran. Zahlreich hatte sich weit und breit her das Volk in solcher Menge versammelt, daß es der Wache kaum möglich war, an den Schranken Ordnung zu erhalten. Zahlreich waren von den vornehmsten Herren und Damen die aufgerichteten Tribunen besetzt, denn leider werden auch zu unserer Zeit noch Blutgerichte als eine Art von Festlichkeit betrachtet, zu welcher sich am meisten das sonst so zartfühlende weibliche Geschlecht hinzudrängt.

Die Kampfrichter erschienen; der Stand für die Kämpfer wurde genau abgemessen, und

ein offener Sarg wurde in die Mitte des Kreises gestellt, zur Lagerstätte für den, welcher nun durch das Schwert vom Leben zum Tode befördert werden würde.

Jetzt erschien der Herzog selbst, und nahm Platz auf seinem Fürstenstuhle. Laut schmetternd gaben die Trompeten das Zeichen, und von verschiedenen Seiten traten die Kämpfer in die Schranken. Vom Scheitel bis zur Ferse waren beide in ihre Eisenrüstung gehüllt, und als die gewöhnlichen Formalitäten beendiget waren, harrten beide des bestimmten Zeichens. Jetzt erhob sich der oberste Kampfrichter, die Herolde riefen bei Todesstrafe allgemeine Stille aus, und auf den dritten Trompetenstoß stürzten beide Kämpfer gleich grimmigen Löwen auf einander. Schrecklich waren die Streiche, welche sie gegen einander führten, laut wiederhallten die mächtigen Hiebe auf Helmen und Schildern,

und von dem Stampfen ihrer Ferſen ſchien der Boden zu beben.

Immer heftiger wurde ihre Wuth, immer erbitterter trieben ſie ſich im Kreiſe herum; da gelang es dem Spanier, Rithogarn eine Wunde am Arme beizubringen; er begann heftig zu bluten, ſchnell hielt der Kreiswärter ſeine Lanze zwiſchen beide, um die Fortſetzung des Kampfes zu verhindern, und der Kampfrichter fragte, ob ſich Rithogar für überwunden bekenne.

Wie konnte er dieß, da doch die gerechte Sache auf ſeiner Seite war, nur zur Noth ließ er ſich ſeine Wunde verbinden um dann ſogleich wieder Theil am Kampfe zu nehmen.

Da entſtand ein lauter Tumult an den Schranken, das Volk wogte unordentlich hin und her. »Platz, Platz gemacht!» riefen mehrere Stimmen. Der Kreiswärter öffnete die

Schranken, und herein trat eine Frau tief in Trauer gehüllt, und bis an die Füße mit einem schwarzen Schleier verhüllt. Langsam und mit feierlichem Schritte nahte sie sich den beiden Rittern, hier wandte sie sich zu Askalados, schlug den Schleier zurück, und blickte ihm starr ins Gesicht.

Askalados stieß einen lauten Schrei aus, und seiner nicht mehr mächtig, taumelte er zu Boden. Sogleich sprangen die Kampfrichter herbei.

»Ich kämpfe nicht mehr!« rief er, »ich bin überwunden, denn selbst die Todten zeugen gegen mich. Ich übergebe mich dem Gerichte, und erkläre Rithogarn schuldlos.«

Allgemeines Aufsehen, allgemeinen Tumult erregte diese unerwartete Scene; auf Befehl des Herzogs wurde der Ritter nach dem

Gerichtshofe geführt, die fremde Dame aber war bei dem allgemeinen Auflaufe schnell entschwunden, und niemand wußte Auskunft zu geben, wo sie hingekommen sei. Rithogar begab sich nach seinem Gemache, wo der Arzt sogleich die Pflege des wunden Armes übernahm.

Askalados war indessen dem Gerichte überlassen, er war beinahe ganz außer sich und phantasirte stets von dem Geiste, welcher ihm erschienen war, um ihn zur gebührenden Strafe zu bringen. Er gestand frei und offen seine sträfliche Liebe zu Bernhardinen, und daß er aus Rache sie auf Gutenstein habe einmauern lassen; er bekannte, daß er von Begierde nach Rithogars Gütern diesem nach Preußen gefolgt sei, und ihm im Gefechte den tödtlichen Hieb beigebracht habe, auch läugnete er nicht, daß durch ihn ein feiler Mörder gedungen worden sei, seinen Gegner noch vor dem Zweikampfe zu vergiften, und daß er sich auf der usurpirten

Burg der Wegelagerung schuldig gemacht habe.

Von allen Richtern wurde allgemein das Todesurtheil ausgesprochen, und zwar sollte dieß öffentlich vollzogen werden. Aber der Herzog milderte es in Hinsicht von Askalados wirklich verdienstvollen Ahnen, und befahl die Hinrichtung ins Geheim durch die eiserne Jungfrau; doch sollte dieß erst nach geraumer Zeit geschehen, damit solch ein verhärteter Bösewicht im tiefen Gefängnisse Zeit gewinne, seine Sünden zu bereuen.

Nicht unrecht hatte der Herzog geurtheilt, denn Askalados war wirklich zum reumüthigen Sünder geworden.

Düster und in sich gekehrt lag einst Askalados in seinem Gefängnisse, da hörte er zur ungewöhnlichen Stunde die Riegel seines Ge-

fängnisses rasseln. Nun, dachte er sich, holt man mich zum Tode, wohl mir, daß ich meiner irdischen Leiden überhoben werde, aber auch wehe mir, daß die Zeit meiner Buße so kurz war, wie werde ich dort vor dem gerechten Richter mit meinen Thaten erscheinen; ach! wie schwer ist für den Sünder der Weg durch die Pforte in die jenseitige Welt, wie sehr schwinden an ihrer Schwelle alle Herrlichkeiten der Welt in ihr Nichts zurück, und nur bange Erwartung des unbekannten Jenseits begleitet uns bis zum letzten Augenblicke; ach! daß es mir nur gegönnt worden wäre, durch längere Zeit des Himmels Barmherzigkeit anzuflehen.

So kamen tiefe Seufzer aus seinem Busen, und jetzt durchzuckte heftiger Schrecken seine Glieder, denn herein traten drei vermummte Gestalten, ganz in schwarze Mäntel gehüllt, und mit Florkappen vor dem Gesichte. Der eine trug eine Lampe, die beiden andern aber traten

hinzu, des Gefangenen Fessel zu lösen; stumm ging die ganze Scene vor sich, denn Askalados wagte es nicht, ein Wort zu sprechen.

Jetzt warfen sie ihm gleichfalls einen schwarzen Mantel und eine Florkappe um, nahmen ihn in ihre Mitte, und führten ihn aus dem Gefängnisse, welches hinter ihm wieder sorgfältig verschlossen wurde. Fort ging es durch mehrere unterirdische Gänge, endlich führte der Weg aufwärts. Da öffnete der Führer der Vermummten eine kleine eiserne Pforte, außen stand ein bedeckter Wagen und Askalados wurde genöthiget einzusteigen.

Zwei der Vermummten nahmen neben ihm Platz, die Peitsche knallte, und fort ging es, so schnell die Pferde ausgreifen konnten. Der Gefangene war ganz in sich gekehrt. Die Todesangst, als die Vermummten, die ihn abholten, hatte ihn so mächtig erschüttert, daß er nun

ganz einem Kinde glich, welches sich nach Willkühr leiten läßt. Er wagte nicht einmal die Frage, was man mit ihm vorhabe, aus Furcht, ein gräßliches Todesurtheil zu vernehmen.

So ging die Reise mit ununterbrochener Eile drei Tage und Nächte fort, wo man nur selten vor einer Herberge hielt, um sich Erfrischungen in den Wagen reichen zu lassen. Endlich hielten die Pferde an, man stieg aus, tiefes Dunkel der Nacht lag umher ausgebreitet. Askalados befand sich vor einem hohen Gebäude, welches er für ein Kloster hielt. Zwei Knechte mit Fackeln standen am Eingange, und aus der Pforte trat jetzt ein ehrwürdiger Mönch, dessen grauer Bart bis an den Gürtel reichte.

Lange sprach er mit dem Führer der Vermummten, dann aber nahte er sich dem Ritter. »Folge mir ohne Scheu, du Unglücklicher,« sprach er, »dir soll kein Leid widerfahren, und

mit Gottes Hilfe wird wieder Ruhe in deine Brust zurückkehren.» Er ergriff dessen Hand, und führte ihn in das Innere des Gebäudes, die Vermummten aber bestiegen wieder den Wagen und fuhren schnell von dannen.

Der Greis führte nun den Ritter durch mehrere schallende Gänge in den Hintertheil des weitläufigen Gebäudes, hier öffnete er eine Thüre, hieß den Ritter eintreten, und ruhig harren, bis er wieder kommen würde.

Die Thüre wurde von Außen wieder verschlossen. Askalados hatte nun Muße genug, seinen neuen Aufenthalt zu betrachten, welcher durch eine Lampe erhellt wurde, die vor einem Heiligenbilde brannte. Er fand ein kleines reinliches Stübchen, wo alles zur Bequemlichkeit für einen einzelnen Menschen hergerichtet war. Ein reinliches Lager lud ihn zur Ruhe ein, welcher er bei dem langen, schnellen Fahren wohl

bedurfte. Er streckte seine matten Glieder aus, und bald schloß der Schlaf seine Augen. Ungefähr eine Stunde mochte er geruht haben, als ein leises Geräusch ihn weckte; der alte Mönch trat mit einem Korbe ein. Er goß neues Oehl in die Lampe, und lud nun den Ritter zur höchst nöthigen Labung ein.

»Habt tausend Dank, ehrwürdiger Vater,« sprach Askalados, »für die Wohlthaten, welche ihr mir erweiset, aber bei allem, was euch heilig ist, beschwöre ich euch, gebt mir näheren Aufschluß über den Zusammenhang der Wunderdinge, welche mich umgeben, und wie kann man noch so viele Aufmerksamkeit für einen Unglücklichen haben, welcher mit jedem Augenblicke des Todes gewärtig seyn mußte.«

»Darüber seid unbekümmert,« erwiederte der Mönch. »Ueber euch waltet sichtbar die Hand der Vorsicht, welche euch dem Blutur-theile

entrissen hat, damit ihr Zeit finden möget, euch in dieser Welt noch durch Reue und Buße mit dem ewigen Richter zu versöhnen; dem gewaltsamen Tode seid ihr entrissen, und in diesem frommen Kloster wird künftighin euer Aufenthalt seyn. Hier seid ihr gänzlich unbekannt, und es wird nun von euch abhängen, wie bald ihr euch den Weg zu einem frommen Leben bahnen werdet.

»Durch wen aber, durch wen ward mir diese unbegreifliche Wohlthat erwiesen?«

»Das muß euch ein ewiges Geheimniß bleiben, nur so vieliſt mir zu sagen vergönnt, daß eine edle Seele mit im Spiele ist, welcher ihr großes Unglück bereitet habt, und welche so sich für ihre überstandenen Leiden rächet; sie wird sich hinlänglich belohnt fühlen, wenn ihr mit aufrichtigem Herzen den Weg der Besserung betretet.«

Die Furcht vor dem Tode war nun aus Askalados Brust gewichen, eine neue Heiterkeit schien allmählich in sein Gemüth zurückzukehren, sein Geist gewann Zeit zu stillen, ruhigen Betrachtungen, und da ihm der Lebenswandel der frommen Männer gefiel, welche ihn umgaben, so ließ er nach Verlauf eines Jahres sich ihrem strengen Orden einverleiben, wo er bald ein Muster der Frömmigkeit ward.

Rithogar war indessen von seiner Wunde wieder gänzlich hergestellt worden. Der Herzog hatte ihn mit seinen Gütern aufs Neue belehnt, und er nahm davon Besitz, nachdem er das Raubgesindel aus selbem verjagt hatte. Bald fühlten die Unterthanen wieder seine väterliche Behandlung, nur er selbst schlich in stummer Trauer umher.

Mit Ernst drang einst das Höckermännchen in ihn, sein Herz ganz zu öffnen, und seinen

Kummer zu entdecken; da klagte sich Rithogar mit Thränen in den Augen als Bernhardinens Mörder an, und wie er nun, als Askalados ihre Unschuld bezeugte, seines Lebens nimmermehr froh werden könne.

»Wie aber,« begann das Männchen, »wenn Askalados schändliche That durch die Vorsicht vereitelt worden wäre, und wenn Bernhardine noch lebte, was würde dann ihr Schicksal seyn?«

Da schwur Rithogar hoch und theuer, daß er sie achten und lieben würde, als seine Gattin, so lange noch ein Athemzug seine Brust belebe.

Das Männchen sprach kein Wort, sondern begab sich nach einem Nebengemache, und überließ Rithogarn seinem traurigen Nachdenken. Nach einer geraumen Weile aber öffnete sich die

nämliche Thüre, und herein trat jene schwarze Dame, welche Rithogar schon auf dem Kampfplatze gewahrt hatte.

Wie sie vor Rithogarn stand, schlug sie den Schleier zurück, er erkannte seine Bernhardine. Einen lauten Schrei ausstoßend, stürzte er zu ihren Füßen, wo sie ihn liebevoll an ihre Brust emporhob.

Doch wozu bedarf es hier noch einer weitläufigen Auseinandersetzung des Erzählers über die erfolgten Begebenheiten, da die Leser ohnehin werden errathen haben, daß Bernhardine es war, welche durch der Urmutter geistige Macht in der Gestalt des Höckermännchens Rithogarn aus so vielen Mühseligkeiten errettet hatte, nur kömmt noch aufzuklären, daß auch sie es war, welcher es durch häufiges Geld gelang, Askalados Wächter zu gewinnen, und ihm eine Freistätte im Kloster zu verschaffen.

Rithogar und Bernhardine verlebten nun Tage der höchsten Wonne, und bald schaukelten sie liebevolle Kinder auf ihren Armen. Die Urmutter aber erschien Bernhardinen im Traume, und dankte ihr, durch ihre standhafte Tugend erlöst worden zu seyn.

Princeton University Library
32101 066396555